

# Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und  
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 7 (2017), 2

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

Martin Schulze Wessel (München ) und  
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)

Veröffentlicht auf  
Published on



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

[http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index\\_html](http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html)

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2017

**Redaktion / Editorial Office:**

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas  
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma  
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg  
Landshuter Straße 4  
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,  
jahrbuecher@ios-regensburg.de  
Internet: <http://www.jgo-online.de>  
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417  
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

**WALDEMAR KÖNIGHAUS: Regesta Pontificum Romanorum. Polonia Pontificia. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014. 227 S. ISBN: 978-3-525-30052-7.**

Die Bedeutung des Papsttums für die Geschichte Europas ist unstrittig. Es gibt in der europäischen Geschichte keine weitere Institution von vergleichbarer Dauerhaftigkeit, die dazu über ihre eigene Organisation in allen Regionen mehr oder minder direkt vertreten war und ist und daher mit vielen Reichen und deren Nachfolgestaaten in verschiedensten Beziehungen gestanden hat oder diese nach wie vor unterhält. Infolgedessen sind auch die Bestände des Vatikanischen Archivs von unschätzbarem Wert, nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern auch für viele Aspekte der politischen Geschichte Europas vom frühen Mittelalter an. Und nicht zuletzt hat die Korrespondenz, die von der Kurie als Autorität mit universalem Anspruch geführt, auf die formale Entwicklung des diplomatischen Schriftgutes in den europäischen Regionen nachhaltig ausgestrahlt. Es ist daher kein Wunder, dass die Papsturkundenforschung auf eine lange Tradition innerhalb der Geschichtswissenschaft zurückblicken kann. Die besondere Aufmerksamkeit der Forschung des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts zogen dabei zunächst Empfänger auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches, Frankreichs und Italiens auf sich. 2007 wurde die Papsturkundenforschung als Projekt in die Göttinger Akademie der Wissenschaften aufgenommen mit der Maßgabe, die Überlieferung der Beziehungen des Papsttums zu den übrigen Regionen Europas im Westen, Norden und Osten vom frühen bis zum hohen Mittelalter aufzuarbeiten. Mit Bezug zur Geschichte des östlichen Europas ist 2011 bereits ein Band zu den Kontakten des Papsttums zu den Bistümern des mittelalterlichen Böhmen erschienen (*Bohemia-Moravia Pontificia vel etiam Germania Pontificia*).

Der Bearbeiter der *Polonia Pontificia*, Waldemar Könighaus, der auch die *Bohemia-Moravia Pontificia* im Rahmen der *Regesta* zusammengestellt hat, konnte bei seiner Arbeit auf wertvolle Vorarbeiten einer Reihe polnischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zurückgreifen, was sich auch in der bibliographischen Aufarbeitung des Forschungsstandes allerorten zeigt.

Die *Polonia Pontificia* und die in ihnen versammelten lateinischen Regesten sind nach den unterschiedlichen Gruppen von Korrespondenzpartnern unterteilt, die die weltliche und kirchenorganisatorische Ordnung des frühen und hohen Mittelalters wider-

spiegeln. Den Auftakt bilden Vertreter der weltlichen Gewalten, beginnend mit den polnischen Herrschern in der Rubrik *Duces ac reges Poloniae*, gefolgt von einer kleinen Gruppe von adligen Laien. Die meisten Regesten sind Vorgängen gewidmet, die im Erzbistum Gnesen und den dazugehörigen Suffraganen angesiedelt sind, die jeweils in eigenen Abschnitten aufgeführt werden; gleiches gilt für die Klöster und Stifte, die sich in den jeweiligen Bistümern befinden und in eigenen Unterkapiteln behandelt werden. Den Abschluss bilden die Regesten, in denen sich die Beziehungen zu dem seit 1181 exenten pommerschen Bistum Kammin ablesen lassen.

Jedem Kapitel und Unterkapitel ist eine kurze historische Einführung mit Blick auf die Beziehungen zur Kurie vorangestellt, in der auf die wichtigste allgemeine Literatur verwiesen wird. Die anschließend aufgeführten Regesteinträge sind dem etablierten Standard gemäß aufgebaut: Neben einer kurzen Inhaltsangabe werden Informationen zur Überlieferung und zur Erwähnung in anderen Quellen sowie zu bisherigen Publikationsorten bzw. zur bisherigen Aufnahme in andere Regestenwerke gegeben. Bei Bedarf folgen weitere Erläuterungen, die jeweils den aktuellen Forschungsstand wiedergeben, oder Querverweise innerhalb der Regesten selbst. Angesichts von dynastischen Verbindungen der Piasten zu den Kiever Fürsten ist gerade bei Eheschließungen, die zum Gegenstand der Korrespondenz mit der Kurie wurden, mit einem Echo in der altrussischen Überlieferung zu rechnen (oder zumindest mit Spuren davon, falls Erwähnungen von Kontakten in späteren Redaktionen getilgt worden sein sollten). Diese werden interessierte Benutzer selbst über die aufgeführte Literatur erschließen müssen. Ein entsprechender Verweis auf die gängigen Editionen altrussischer Chroniken erfolgt nicht, was aber symptomatisch für die Mediävistik (west-)europäischer Prägung ist, die sich – sicher auch aus sprachlichen Gründen – vornehmlich auf lateinische Zeugnisse stützt und meist selbst dort, wo es sich aufdrängt, die altrussische Überlieferung ignoriert (s. hier *Polonia Pontificia, Duces ac reges Poloniae*, Nr. 25, die Fundstellen in den russischen Chroniken kann man nur über die zitierten polnischen genealogischen Werke erschließen).

Großen Einfluss auf die polnische Historiographie der frühen Neuzeit übte das umfangreiche chronikalische Werk des Geistlichen Jan Długosz aus, der u. a. am Hofe des polnischen Königs Kazimierz Jagiellończyk verschiedene einflussreiche Positionen bekleidete. In seinen *Annales seu cronicae inclitii Regni Poloniae* behandelte er in zwölf Bänden die Ge-

schichte Polens von den Anfängen bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1480. Długosz war allerdings durchaus nicht immer zuverlässig im historischen Detail und erfand u. a. einiges an historischen Kontakten zwischen der Kurie und Polen. In den *Polonia Pontificia* sind nun auch diese Stellen, in denen die – bisweilen fiktiven – Beziehungen zur Kurie von Długosz behandelt werden, in Regestenform aufgearbeitet. Auch dieser Abschnitt, der den Regesten als Anhang angefügt worden ist, wird von einer knappen, die Forschungsliteratur aufführenden quellenkritischen Skizze zum Werk Długoszs eingeleitet.

Die *Polonia Pontificia* bieten eine solide Aufarbeitung der Kontakte zwischen den Päpsten und den weltlichen und geistlichen Gewalten Polens von den Zeiten der Christianisierung bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, die teilweise auch Gegenstände von europäischer Bedeutung berühren (beispielsweise die im Rahmen der Politik Ottos III. vorgenommene Gründung des Erzbistums Gnesen). In der sorgfältigen Bearbeitung des Materials spiegelt sich auch eine komplizierte Quellenlage und Überlieferungssituation wider, die auch für andere Gegenstän-

de der mittelalterlichen Geschichte Polens gilt. Hier sei gleichsam als *pars pro toto* an das Testament des Bolesław Krzywousty von 1138 erinnert (*Polonia Pontificia*, *Duces ac reges Poloniarum*, Nr. 31 und 32, S. 26–27), mit der das Seniorat als Thronfolgeregelung etabliert werden sollte.

In der Tradition der *Regesta Pontificum Romanorum* ist der Band in lateinischer Sprache erschienen und wendet sich damit eher an einen Kreis von Spezialisten und fortgeschrittenen Studierenden, bei denen die nötigen lateinischen Lesefähigkeiten vermutet werden dürfen. Den polnischen Literaturtiteln ist eine deutsche Übersetzung beigegeben worden, das Vorliegen englischer Übersetzungen von polnischen Monographien wird meist vermerkt (und nur selten vergessen, wie im Fall der auf S. 6 erwähnten Arbeit Andrzej Pleszczyński, die 2011 unter dem Titel *The Birth of a Stereotype: Polish Rulers and their Country in German Writings c. 1000* in Leiden erschienen ist, was den grundsätzlichen Gebrauchswert der Regesten für die Forschung allerdings nicht mindert).

Maike Sach, Mainz und Kiel

**DARIUSZ ADAMCZYK: Silber und Macht. Fernhandel, Tribute und die piastische Herrschaftsbildung in nordosteuropäischer Perspektive (800–1100). Wiesbaden: Harrassowitz, 2014. 386 S., 12 Ktn., zahlr. Tab. = Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 28. ISBN: 978-3-447-10168-4.**

Zwischen Herrschaft, Macht und Geld werden im allgemeinen Bewusstsein stillschweigend Wechselverhältnisse vorausgesetzt, die auch in der Gegenwart nicht immer einfach nachzuweisen sind. Allerdings ist dies eher eine Frage des konkreten Zugangs zu Informationen, an denen heutzutage im Prinzip kein Mangel herrscht. Die Zeit des frühen und hohen Mittelalters bietet hier ein gänzlich anderes Bild und ist gerade für die Geschichte des östlichen und nördlichen Europa eher von einem Mangel insbesondere an relevanten schriftlichen Quellen geprägt. Umso wichtiger ist es, sämtliche verfügbaren Quellengruppen auszuwerten, darunter Silberdepots und Münzhorte, die gerade in dem hier im Fokus stehenden Raum in großer Zahl gefunden und unter archäologischen Fragestellungen bearbeitet worden sind. Die für die zu besprechende Untersuchung in Frage kommenden Silberfunde allein auf dem Gebiet Polens (bis 2012) beziffert ihr Verfasser Dariusz Adamczyk auf ca. 160 Horte mit ungefähr 37.000

arabischen Münzen und mindestens 280 Schätze mit 100.000 Münzen westeuropäischer Provenienz (S. 14). Die systematische Analyse dieser Schätze, ihre genaue Zusammensetzung, Chronologie und geographische Verteilung in Zusammenschau mit der schriftlichen Überlieferung steht im Zentrum der Untersuchung, die am Deutschen Historischen Institut Warschau entstanden und von der Philosophischen Fakultät der Universität von Hannover 2013 als Habilitationsschrift angenommen worden ist.

Adamczyk versucht in seiner Studie, einen klaren Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Fernhandels und Herrschaftsbildungsprozessen im östlichen Europa nachzuweisen. Als Kernuntersuchungszeitraum hat der Verfasser die Zeitspanne von 930–1100 gewählt, wobei er zur Einordnung der Sachverhalte und Dynamiken in einen größeren geographischen Zusammenhang noch einige frühere und spätere Jahrzehnte mit einschließt. Silber konnte in unterschiedlichen Kontexten ganz verschiedenen Nutzen haben: Es war Wertspeicher, bisweilen wurden ihm magische Funktionen zugeschrieben, vor allem aber war es Prestigeobjekt, Schmuck und Zahlungsmittel für die Entlohnung einer militärischen Gefolgschaft, wodurch Silber zum politischen Instrument für Erwerb, Steigerung und Behauptung von Macht wurde. Ausgehend von diesen Funktionen des Silbers für die Eliten in den frühen Herr-

schaftsgebilden im östlichen Europa fragt Adamczyk nach den Strategien und Praktiken insbesondere der Herrscher aus der Piasten-Dynastie, in den Besitz dieses so bedeutsamen Edelmetalls zu gelangen. Die rasche Expansion des jungen Gnesener Staates unter den frühen Piastenherrschern sieht Adamczyk dabei im Zusammenhang mit deren Bestreben, ihr Reich an die großen, interkontinentalen Silberströme und Handelsrouten anzuschließen.

In einem ersten Hauptteil macht Adamczyk zunächst mit dem Stand der Forschung, seinen Quellen und seinen Methoden vertraut. Er erläutert Probleme in der Terminologie der Zahlungsmittel in Form von Münzen oder Tierfellen und stellt noch einmal ausführlicher die Funktionen des Silbers insbesondere in Gestalt von arabischen Münzen, den Dirhems, vor. Um ein möglichst differenziertes Bild von der Nutzung des Silbers in einzelnen Regionen und Phasen seines Zuflusses zu zeichnen, versucht Adamczyk die jeweiligen historischen Kontexte zu erfassen, die zum Zeitpunkt der Deponierung eines Schatzes bedeutsam waren und damit auch für die Einordnung des Fundes relevant sind. Wesentlich ist aber die Definition eines analytischen Rasters aus Indikatoren, die bei den einzelnen Schätzen überprüft werden. Zu diesen Indikatoren gehören neben dem genauen Fundort, dem Umfang und dem Grad der Fragmentierung eines Depots und der in ihm enthaltenen Stücke auch die jeweiligen Häufungen von Schätzen in bestimmten Regionen und zu bestimmten Zeiten, ferner die Datierung der sogenannten Schlussmünze, d.h. der jüngsten Münze im Schatz, zur näheren Bestimmung des Zeitpunktes, an dem das Silberdepot angelegt wurde. Ebenfalls wird nach der Struktur der geographischen Herkunft der gehorteten Prägungen gefragt und danach, wer konkret die Münzen in eigenem Namen ausgab oder fremde Gepräge imitierte.

Der folgende Abschnitt ist zunächst einer Einführung in die Geschichte des arabischen Fernhandelsystems, der von ihm erfassten Gebiete, seiner Akteure bzw. multiethnischen Akteursgruppen (z. B. Chazaren, Skandinavier, Rus') und der relevanten Güter (Sklaven, die auf Beutezügen in die Gefangenschaft geführt worden waren, Pelze, Produkte aus der Waldwirtschaft etc.) gewidmet, um einen allgemeinen historischen Rahmen für die Einordnung des mit dem Analyseraster erhobenen Datenmaterials zu bieten. Adamczyk ermittelt zuerst die Chronologie der durch die Silberdepots selbst dokumentierten Austauschbeziehungen zwischen dem arabisch-muslimischen Raum, inklusive Nordafrikas und Zentralasiens, und dem nördlichen und östlichen Europa.

Dabei präpariert er aus seinem Material zunächst vier charakteristische Phasen im Zustrom arabischer Münzen über die Fernhandelssysteme ins östliche und nördliche Europa heraus: Phase I (786/787 bis 839/840) und II (840/841 bis 896/897) sind vor allem durch einander ablösende Gruppen und eine Verschiebung der Silberströme nach Norden gekennzeichnet. In Phase III (900 bis 989/990) lässt sich das Aufkommen neuer Märkte und Machtzentren beobachten, in Phase IV (990 bis ca. 1020) zeigt sich an der Zusammensetzung der Funde das Versiegen des arabischen Silbers und eine Umorientierung nach Westeuropa. In einem nächsten Schritt analysiert er die geographische Herkunft der in den Schätzen enthaltenen Münzen sowie ihre späteren Fundorte, die den erwähnten vier Phasen zugeordnet werden, um anschließend die Münzströme, die sich in der Gesamtschau der Funde in Zeit und Raum herauskristallisieren, auch hinsichtlich ihres Umfangs zu bestimmen. Durch diesen Zugriff lassen sich folgenreiche Veränderungen in den Silberströmen im eurasischen sowie im maritimen Großraum von Nord- und Ostsee identifizieren, beispielsweise die Verlagerung von Handelsrouten bis hin zum Abbrechen von Silberströmen aus bestimmten, vormals reichhaltig in den Funden dokumentierten Herkunftsregionen, wie zunächst im Falle der arabischen Dirhems und später englischer Münzen, die aus Tributen an die Wikinger stammten.

Diese Ergebnisse werden anschließend von Adamczyk in einem weiteren Teil seiner Arbeit diskutiert und historisch eingeordnet. Dabei zeigt sich im Fehlen von Silberdepots aus dem 9. Jahrhundert auf dem Gebiet Großpolens, in dem sich später die Herrschaft der frühen Piasten herausbilden sollte, dass die großen Handelsrouten und Silberströme zunächst offenbar an dieser Region vorbeiströmten. Ursachen könnten nach Adamczyk Qualitätsmängel im Angebot der typischen Waren aus der Waldwirtschaft gewesen sein, möglicherweise habe es auch noch kein relevantes Angebot an Sklaven gegeben, zu deren Beschaffung vermöge von organisierten Raub- und Plünderungszügen die Existenz eines Herrschafts- oder zumindest Häuptlingssystems notwendig gewesen wäre. Ein solches System habe sich möglicherweise erst in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ausgeprägt, einem Zeitraum, für den es dann Belege für einen wachsenden Silberzustrom durch Depotfunde gibt, zunehmend auch in der piastischen Kernregion (siehe S. 123, 170, 175–176).

Der Verfasser versucht über Modellrechnungen die Kosten für den Unterhalt einer Gefolgschaft abzuschätzen, bei deren Entlohnung das prestigeträchtige

tige Silber, erworben durch kriegerrische Beutezüge, Tributzahlungen oder Handel, vermutlich eine bedeutende Rolle spielte. Sollte auch nur ein Teil der Entlohnung über Silber erfolgt sein, so sind nach nachvollziehbarer Vermutung Adamczyks einige Depots sehr wahrscheinlich von Mitgliedern der *drużyna* angelegt worden. Der Zustrom von Silber ins nördliche und östliche Europa erweist sich so als ein mächtiger Impuls zur Ausbildung von herrschaftlichen Strukturen und Herrschaftszentren, die zu Konkurrenzen um die Kontrolle von Silberströmen geführt hätten. Die Verdichtung von Herrschaft und ihre Stabilisierung koinzidiert dabei im piastischen Kernraum mit der Verschiebung der Silberströme nach Westen, dokumentiert durch eine Häufung von Schatzfunden in Großpolen in der relevanten Zeitschicht um das Jahr 1000 sowie die Zunahme von Siedlungen in diesem Raum.

In der Zusammensetzung der Depots spiegeln sich die Veränderungen der historischen Kontexte; sie zeigen dabei einen tiefgreifenden Wandel in den ökonomischen Strukturen der Gesellschaften im nördlichen und östlichen Europa und in ihren Handelsbeziehungen an: Nach dem Abebben des Zustroms arabischer Münzen finden sich in den Schätzen vermehrt Münzen westeuropäischer Provenienz, die aber schwer präzise zu datieren sind, da Münzen aus England oder dem Reich kein Prägedatum hatten. Auf die Münzprägungen der frühen Piasten geht der Verfasser ebenfalls ein: Ihre Funktion sieht er einerseits in dem Bestreben, die Gefolgschaft nicht mit fremden Münzen oder Hacksilber entlohnen zu müssen, sondern mit eigener harter Münze. Andererseits sei in der eigenen Münzproduktion ein politisch-ideologisches Statement zu sehen: Mit der eigenen Münze habe man die Zugehörigkeit zum christlichen Europa demonstrieren wollen. In den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts konnten sich die piastischen Prägungen allerdings nicht auf Dauer durchsetzen.

Auch Polen blieb – wie auch Böhmen, die Rus' oder das Reich der Dänen – in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts nicht von Krisenerscheinungen verschont, die hinsichtlich der Geschehnisse im östlichen Europa auch als heidnische Reaktion beschrieben worden sind. Adamczyk lenkt hier für die Piastenherrschaft den Blick auf ökonomische Ursachen des Kollaps: Die Grundlage der frühen piastischen Herrschaft waren Tribute, die in Pommern, Masowien, Schlesien und Kleinpolen erhoben wurden,

Dienste und Abgaben in Großpolen sowie Raub- und Beutezüge unter Einsatz der Gefolgschaft. Dabei ging es vor allem um die Erlangung von Silber für die Entlohnung der Gefolgschaft, sei es als direkte Zahlung (Tribute, Lösegelder, Geldzahlungen aus Fernhandel) oder sei es auf dem Umweg über Naturalabgaben und den Handel damit. Für die Bevölkerung bedeutete dies eine hohe und beständig ansteigende Belastung, gegen die sie sich schließlich zur Wehr setzte.

Die Häufigkeit von Silberdepots nahm in der Folgezeit ab, was Adamczyk plausibel mit dem Zerfall der alten Gesellschaftsstruktur in Verbindung bringt, begann doch Landbesitz, mit dem die Gefolgschaft nun für Dienst entlohnt wurde, als Statussymbol entscheidend zu werden, während sich einheitliche Münzprägungen als Symbol fürstlicher Herrschaft durchsetzten.

Adamczyk gelingt es durch die systematische Analyse des numismatischen Materials, die ökonomischen Dynamiken der Silberströme und Handelsrouten und deren Rückkopplung mit den Prozessen der Herrschaftsbildung und Expansion anschaulich und plausibel nachzuzeichnen. Dabei arbeitet er auch die Interaktion von Akteuren einzelner Regionen über die Fernhandelssysteme heraus und bietet hier ein breites Panorama von Prozessen der Verflechtung im nördlichen und östlichen Europa und seiner jeweiligen Peripherien. Auch beschreibt er überzeugend die Veränderungen im piastischen Herrschaftssystem, indem er sie schlüssig mit einer „ökonomischen, militärischen und politischen Überdehnung“ begründet (S. 290), die allerdings nicht nur für die polnischen Verhältnisse kennzeichnend war, sondern auch für andere Herrschaftsbildungen im zeitgenössischen nordöstlichen Europa.

Wirtschaftliche Zahlen und Datensammlungen sind nicht immer leicht eingängig dazustellen: Adamczyk hat das numismatische Material in zahlreichen Tabellen aufgearbeitet und die geographische Verteilung von Schätzen zu verschiedenen Phasen in zahlreichen Karten veranschaulicht. Die Arbeit verfügt über ein Personen- und Ortsnamensregister. Darüber hinaus findet sich im Anhang der trotz der Detailliertheit des dargebotenen Materials gut lesbaren Arbeit eine knappe Aufstellung der konkreten Zusammensetzung von untersuchten Depots, die damit die numismatische Quellenbasis inhaltlich weiter erschließt.

*Maike Sach, Mainz und Kiel*

**Universities and Elite Formation in Central, Eastern and South Eastern Europe.** Ed. by Florian Bieber / Harald Heppner. Wien, Zürich, Münster: LIT, 2015. 320 S., Tab. = *Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland*, 11. ISBN: 978-3-643-90615-1.

*Table of contents:*

<http://d-nb.info/1072431432/04>

In the context of deepening globalization in the modern world, the preservation of national identity remains as an important aspect. Among other things, a national system of education with its specific state features and characteristics is one of the factors that forms national elite. And national elite, in turn, serves as the carrier of progressive knowledge, world outlook and a national system of values. Therefore, the study of historical experience and its impact on contemporary trends in education is an important moment in the awareness of the role and place of universities in this process of 'nurturing' nationally oriented youth.

The book under review *Universities and Elite Formation in Central, Eastern and South Eastern Europe* is devoted to this problem in the countries of Central, Eastern and Southeastern Europe. The book, prepared by a team of 19 researchers from Austria, Bulgaria, Hungary, Kosovo, Moldova, Serbia, Slovakia, Slovenia, Romania, Ukraine and Croatia, came out within the scientific project *Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland*. The editors of the publication are Florian Bieber (Professor of Southeastern European history and politics, Director of the Centre for Southeast European Studies at the University in Graz, Austria) and Harald Heppner (Professor of Southeast European history and politics, Director of the Department of history at the University of Graz, Austria).

The purpose of this participatory research, as FLORIAN BIEBER and HARALD HEPPNER note in their introduction, is to show a historical and contemporary perspective of the relationship between higher education and government in the countries of Central, Eastern and Southeastern Europe. A number of serious case studies are presented to shed light on situation and to determine regional characteristics. Some topics reveal the role of universities and other scientific institutions in the development of national identity, show the importance of transnational academic mobility, the growth of national elites, in time and in space (p. 2).

The publication, according to the goal to be achieved, has a clear structure. The editorial article *Universities and Elite Formation in Central, Eastern and South Eastern Europe* introduces the reader to the theme of the book. 17 authored articles are grouped in four problematic blocks: *Higher Education as the Object of Nation-Building, Migration and Knowledge Transfer, Academia and the State, Universities after Communism*. First of all, in the introduction, the editors remind us that universities in this part of the continent have emerged as prestigious projects of the newly created states, which until recently had been part of the Austro-Hungarian and Ottoman empires. Therefore, their task was the creation and upbringing of a new elite, who spoke the new state language and represented a new national culture (p. 1). FLORIAN BIEBER and HARALD HEPPNER indicate that in the context of the Bologna process education in these countries should be transformed and become part of a single European educational space. But first, it is necessary to take into account national needs – the education of national elites. Secondly, it is necessary to meet European standards and reduce the autonomy of national education. Thirdly, teachers and students should become more mobile in the framework of the Erasmus program (p. 9).

In the first problematic block *Higher Education as the Object of Nation-Building*, the authors raise issues specific for several historical stages in the countries in this region. ROUMIAN PRESHLENOV's paper is devoted to the role of Sofia University in the formation of the Bulgarian elite (1878–1918). The researcher argues that due to the policy of the state, education in the Bulgarian society developed from high social status to achieving goals (p. 22). RADU FLORIAN BRUJA analyzes the problem of "romanization" of the University in Chernivtsi (Bukovina, Western Ukraine), which had been part of the Habsburg Empire. In the process, an important aspect typical for some countries of the region is considered – the impact of changes in public facilities, caused, mainly, by the international treaties after two world wars, University environment, level of teaching, the attitude to the "old professors" (p. 37). Another regional problem is raised by GÁBOR EGRY on the example of the education of the Hungarian ethnic minority in Romania. The author tries to answer a difficult question, in fact, a dilemma: how to preserve the national feelings of the Hungarian youth, who received their education at Romanian universities.

In the second block *Migration and Knowledge Transfer* two studies are presented. In the first one, ALISSA TOLSTOKOROVA considers the issues of the educa-

tion of Ukrainian women in the late 19th and early 20th centuries in European universities. The author uses the concept of “spatial emancipation of women”, which includes socio-spatial mobility of women as an opportunity to expand their rights to receive education. The latter was instrumental in the formation of an intellectual elite of Ukraine (p. 62). RANKA GAŠIĆ makes a comparative analysis of the learning environment of students from Belgrade in London and Berlin, the factors of influence on them as the future elite of Serbia.

In the third block – *Academia and the State* – six papers devoted to the study of the interaction between government and higher education institutions of Austria-Hungary, Romania, Bulgaria, Slovakia, Slovenia, Moldova are presented. In particular ALOIS KERNBAUER examines the problems of the Professor Community in the Habsburg Empire, and ALEŠ GABRIČ the impact of domestic and foreign policy of Yugoslavia on personnel changes at Ljubljana University as the leading institution of higher learning in Slovenia, the richest Republic of the federate formation at that time (p. 140).

ALEXANDRA IANCU studies the influence of the Romanian authorities on the educational system and examines the role of a diploma in the life of a nomenclature representative as a means of promotion to higher posts in the party apparatus. ELEONORA NAXIDOU writes about the transformation of the Bulgarian Academy of Sciences after the Soviet model during the Communist period, the influence of state ideology on its activities, and current problems of modernization and Europeanization.

ADAM HUDEK explores the problems of the intellectual elite of Slovakia, which considered Stalinism as national enslavement, and the Academy of Sciences of Slovakia in the 70-ies of the last century. AURELIA FELEA examines the problem of education in the Moldavian Socialist Republic through the analysis of memoirs of party leaders.

Finally, the fourth block – *Universities after Communism* – is dedicated to the transformation of universities and the search for a new identity, a complex process interconnected with a military conflict in the breakup of Yugoslavia and the creation of new public entities (JANA BAČEVIĆ, DANIJELA DOLENEC, KARIN DOOLAN, MISLAV ŽITKO). They also consider the place and role of universities in the formation of societies in post-Communist Romania (CLAUDIA MARIA UDRESCU) and Hungary (ZOLTÁN TAKÁCS), and, finally, the role of the University in the newly formed Kosovo (BEKIM BALIQI).

The research published in this book is of a high scientific level. It is evidenced by fairly thorough bibliographic references. Also to be mentioned is the fine graphic design and interesting color scheme of the cover.

Thus, the proposed book is a good example of teamwork, with the topic considered in historical perspective until the present. Disparate at first glance, the sections are seamlessly designed together and the reader undoubtedly will look at the picture titled *Universities and elite formation in Central, Eastern and South-Eastern Europe*.

*Liubov Zhvanko, Kharkiv*

**A Century Mad and Wise. Russia in the Age of the Enlightenment. Papers from IX International Conference of the Study Group on Eighteenth-Century Russia, Leuven 2014. Ed. by Emmanuel Waegemans / Hans von Koningsbrugge / Marcus Levitt / Mikhail Ljustrow. Groningen: Instituut voor Noord- en Oost-Europese Studies, 2015. 526 S. = Baltic Studies, 8. ISBN: 978-90-819568-8-8.**

*Inhaltsverzeichnis:*

[http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?](http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?func=service&doc_library=BVB01&local_base=BVB01&doc_number=029076711&line_number=0001&func_code=DB_RECORDS&service_type=ME-DIA)

[func=service&doc\\_library=BVB01&local\\_base=BVB01&doc\\_number=029076711&line\\_number=0001&func\\_code=DB\\_RECORDS&service\\_type=ME-DIA](http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?func=service&doc_library=BVB01&local_base=BVB01&doc_number=029076711&line_number=0001&func_code=DB_RECORDS&service_type=ME-DIA)

Als Titel für die Konferenz wurde die Sentenz „stoletie bezumno i mudro“ aus Radiščevs Gedicht *Das 18. Jahrhundert (Osmnadcatoe stoletie)* gewählt, mit dem das Widersprüchliche dieses Jahrhunderts zum Ausdruck gebracht werden sollte. Im Sinne dieses Mottos wird, ich betrachte das als durchaus positiv, das Jahrhundert in seiner ganzen Vielfalt widergespiegelt. Die im reich illustrierten Protokollband veröffentlichten 35 Beiträge sind (nur im Inhaltsverzeichnis) in sechs Themengruppen zusammengefasst; ein Verzeichnis der Autoren mit ausführlichen Angaben zu ihrem Wirken beschließt den Band; ein Register fehlt.

Es werden Beiträge von Autoren aus Belgien, Bulgarien, Frankreich, Deutschland, Italien, Kanada, den Niederlanden, Großbritannien, Russland und den USA in Englisch oder in Russisch (den beiden Konferenzsprachen) veröffentlicht. Bei der Durch-

führung der Konferenz haben die Universitäten Leuven (Belgien) und Groningen (Niederlande) zusammengearbeitet.

Die „Study Group on Eighteenth-Century Russia“, die diese Konferenz veranstaltet hat, wurde 1968 in Großbritannien von der Historikerin Isabel de Madariaga (1919–2014), dem Literaturwissenschaftler Anthony G. Cross (\*1936) und anderen ins Leben gerufen, war also von vornherein interdisziplinär angelegt. Von 1973 bis 2009 wurde ein *Newsletter* in Papierform herausgegeben, seitdem erfolgt die Information im Internet. Anfangs dominierten englische und US-amerikanische Russlandforscher, dann öffnete man sich für Forscher aus anderen Ländern, was sich in der jüngsten Konferenz deutlich gezeigt hat.

Die Rezension eines derartigen Sammelbandes kann die Beiträge zwar anführen, aber nur in einzelnen Fällen auf sie näher eingehen bzw. zusätzliche Informationen vermitteln, wobei das subjektive Interesse des Rezensenten durchaus von Bedeutung ist.

Die erste Themengruppe *Literature* umfasst sechs Beiträge. Dem Schaffen von Karamzin sind zwei Beiträge gewidmet (NATAL'JA KOČETKOVA/St. Petersburg, RODOLPHE BAUDIN/Straßburg), wobei der erste Beitrag die widersprüchliche Aufnahme der frühen Schriften Karamzins untersucht, während der zweite die Charakterisierung französischer und englischer Essgewohnheiten in Karamzins *Briefen eines russischen Reisenden* zum Thema hat. Über die ersten Reaktionen zu Radiščevs Schrift *Žitie Fedora Vasil'eviča Ušakova* informiert ANDREJ KOSTIN (St. Petersburg). MARCUS C. LEVITT (Los Angeles) widmet seinen Beitrag dem Problem der Allegorie in der von Sumarokov verfassten ersten russischen Oper *Cefal i Prokris*. MICHAEL LJUSTROV (Moskau) sieht Parallelen im Schaffen von Denis Fonvizin und des dänischen Autors Ludvig Holberg, die beide in satirischer Weise extrem gefährliche und völlig harmlose Vorgänge vergleichen. Die Problematik des aufgeklärten Monarchen in der Sicht der Memoiren Katharinas II. analysiert ANGELINA VACHEVA (Sofia).

In der zweiten Themengruppe *Society, Economy* sind sieben Beiträge eingeordnet. Auch hier sei die Vielfalt der Thematik zumindest angedeutet. JULIJA BOBROVA (Tver') behandelt die Rolle der Beamten-schaft in der russischen Provinzgesellschaft; GUZEL' IBNEEVA (Kazan') berichtet über die Begegnungen Katharinas II. während ihrer Reisen mit Vertretern der städtischen Stände; ROBERT E. JONES (Amherst/Massachusetts) hat Kaufmannskapital und Kredit als Thema gewählt. ELENA MARASINOVA

(Moskau) fand in der Handschriftenabteilung der Tübinger Universität im Nachlass des deutsch-russischen Historikers Alexander Brückner (1834–1896) anonyme zeitgenössische Tagebuchaufzeichnungen über den Dekabristenaufstand 1825, die sie im Anhang ihres Beitrages veröffentlicht. Der Ausarbeitung des russischen Wechselrechts durch Philipp Heinrich Diltthey (1723–1781) ist der Beitrag von GEORGE E. MUNRO (Richmond/Virginia) gewidmet. ANDREAS SCHÖNLE (London) hat die Poesie von Aleksandr Bakunin (1768–1854), des Vaters des Anarchisten Michail Bakunin, analysiert, in der sich die Entwicklung der Landwirtschaft widerspiegelt und die damit Einblick in sein ökonomisches Denken bietet. MARK A. SODERSTROM (Aurora/Illinois) wendet sich den Aufzeichnungen des subalternen sibirischen Beamten Timofej Petrovič Kalašnikov (1762–1828) zu, die als eine wichtige Quelle für die Erforschung der russischen Bürokratie und ihrer sibirischen Variante anzusehen sind.

Zum Themenkomplex *Diplomacy* werden zwei Beiträge veröffentlicht. HANS VAN KONINGSBRUGGE (Groningen) berichtet anhand von Materialien in niederländischen Archiven über die Haltung Russlands zum vierten englisch-niederländischen Krieg 1780–1784; MICHEL BITTER (Hawaii) analysiert die Berichte des britischen Botschafters aus Russland zu den Beziehungen zwischen Ostermann und Biron in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Zum Komplex *Russian Empire* werden vier Beiträge geboten. SERGEJ KOZLOV (St. Petersburg) betrachtet die akademischen Sibirienexpeditionen der sechziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts als internationale Unternehmen. JAMES A. GIBSON (Toronto/Ontario) schildert die Aufnahme der Cook-Expedition auf Kamtschatka 1779 durch den dortigen Gouverneur Magnus von Behm. JANET M. HARTLEY (London) nennt ihren Beitrag *Slawen und ihre Ehefrauen. Russische Siedler und Nichttrussen in Sibirien*. COLUM LECKEY (Pittsburgh/Virginia) berichtet über den Handel in Orenburg mit Zentralasien von 1730 bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts.

Zehn Beiträge werden unter der Rubrik *Ideas, Discourse, Cultural Transfer* eingeordnet. MARIA CRISTINA BRAGONE (Pavia) hat die russische Übersetzung des Kleinen Katechismus Luthers durch Johann Werner Paus (1670–1735) analysiert. ELENA POGOSYAN (Tartu) widmet der Predigt Gavriil Bužinskijs 1719 zum zehnten Jahrestag der Schlacht von Poltava ihre Aufmerksamkeit; völlig unüblich beginnt diese mit einem Lob auf den antiken Arzt Galen (Claudius Galenus, 2. Jh.) und bietet vielfältige anatomische

Hinweise. MICHAEL SCHIPPAN (Wolfenbüttel) zeigt auf, dass Michail Ščerbatov in seiner Schrift *Putešestvie v zemlju Ofirskuju* (1784) die im Alten Testament überlieferte Sage vom idealen Land Ophir aufnimmt, um seine eigene Gesellschaftsutopie darzulegen; dabei nutzte er die anonyme deutsche Schrift *Der wohlgeordnete Staat des Königreichs Ophir* (1699). DENIS SDVIŽKOV (Moskau) hat den Diskurs zwischen Kirche und Staat zur Problematik von Gesellschaft und Nation zu seinem Thema erwählt. Er vertritt die Ansicht, dass sich bereits im 18. Jahrhundert staatliche und kirchliche Sprache zu trennen beginnen, so dass im 19. Jahrhunderts die orthodoxe Kirche die staatliche Doktrin der Einheit von Orthodoxie, Autokratie und Volkstum nicht übernommen habe; in Russland sei es deshalb bis 1917 nicht zur Herausbildung eines Nationalbewusstseins gekommen. INGRID SCHIERLE (Tübingen) untersucht die Konzeptionen einer Sozialordnung in Predigten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. ANNA ZERNOVA (ihr Name fehlt im Mitarbeiterverzeichnis) analysiert die Stellung des hohen Klerus zur Reform der Provinzialverwaltung 1775. NATALIE BAYER (Des Moines/Iowa) und ROBERT COLLIS (Helsinki) legen gemeinsam einen Beitrag unter dem Titel *Licht aus dem Norden* vor, in dem sie den Einfluss der Loge „Das neue Israel“ auf den russischen Adel für die Jahre 1788 bis 1807 untersuchen; dabei gilt ihre besondere Aufmerksamkeit dem Wirken des polnischen Adligen Tadeusz Grabianka (1740–1807) mit dem Beinamen „König des neuen Israel“. WIM COUDENYS (Leuven) untersucht die Bedeutung von Übersetzungen für die Entwicklung der russischen Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert, wobei er den Begriff „Übersetzung“ sehr weit als „a complex system of cultural transfers between societies“ fasst. Auch sieht er das „Übersetzen“ nicht als Einbahnstraße, sondern beachtet durchaus auch Rückübersetzungen, sieht also diesen Prozess als „Wechselseitigkeit“. VICTORIA FREDE (Berkeley/California) referiert über die Freimaurerei in Russland in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts. ALEXANDER M. MARTIN (Notre Dame/Indiana) berichtet über zwei aus Holland stammende Einwanderer, Vater Johann Ambrosius (1768–1835) und Sohn Wilhelm Rosenstrauch (1792–1870), die in Russland unter anderem die Invasion Napoleons erlebten, sowie über deren vielfältigen Aktivitäten – Pastor, Barbier, Schauspieler, Kaufmann, Freimaurer usw. Für beide gibt es wenig informative und teilwei-

se fehlerhafte Eintragungen im *Russkij biografičeskij slovar’*. Auf Grund archivalischer Quellen und einer weit verstreuten Literatur kann der Autor das dort gezeichnete Bild korrigieren und ergänzen.

Die letzte Themengruppe *Education, Art and Adventures* beginnt mit dem Beitrag von MANFRED SCHRUBA (Bochum): *Russische Volksbilderbogen – westeuropäische Beispiele und Parallelen*. EMMANUEL WAEGEMANS (Leuven) untersucht in seinem Beitrag die Bedeutung von Sprichwörtern, echten und von dafür ausgegebenen Gedanken, wie sie Katharina II. mehrfach niedergeschrieben hat. STEVEN A. USITALO (Aberdeen) nennt seinen Beitrag *Curiosity and the Kunstkamera*. Der Autor weist nach, dass mit der Gründung der „Kunstkamera“ in St. Petersburg 1714 eine völlig neue Art, die Umwelt zu sehen, in Russland eingeführt wurde, die durchaus geeignet war, bisherige Vorstellungen in Frage zu stellen. EKATERINA SKVORCOVA (St. Petersburg) sieht im russischen Porträt des 18. Jahrhunderts eine Form der Machtrepräsentation. CATHERINA PHILIPS (Glasgow) stellt fest, dass die Praxis Katharinas II., eine Gemäldesammlung nach dem Vorbild anderer europäischer Monarchen sowie des Hochadels aufzubauen, bei mehreren Vertretern des russischen Hofadels Nachahmung gefunden hat. ROBERT COLIS (Helsinki) hat anhand von Anzeigen in der Petersburger und der Moskauer Zeitung nachgewiesen, dass sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in Russland ganz ähnlich wie in Mittel- und Westeuropa ein Markt für „Wundertäter“ unterschiedlicher Art – für Wunderheiler, Magier, Quacksalber usw. – herausgebildet hat. Als Voraussetzungen sieht er einerseits die Möglichkeit, in der Presse zu annoncieren und damit ein breites Publikum zu erreichen, andererseits die Entwicklung der städtischen Gesellschaft.

Der Band bietet, das sei noch einmal festgestellt, ein breites Spektrum, wobei der Begriff Aufklärung (*Enlightenment*) sowohl inhaltlich als auch chronologisch nicht eng gesehen ist, denn mehrfach wird die Grenze des 18. Jahrhunderts überschritten.

Wer sich für Geschichte und Kultur Russlands in der Zeit von Absolutismus und Aufklärung interessiert, wird diesen Band aufmerksam zur Kenntnis nehmen, auch wenn nicht alle Beiträge jeden Leser in gleicher Weise ansprechen.

Peter Hoffmann, Nassenbeide

**OLEG F. KUDRJAVCEV: Evropejskoe vozroždenie i russkaja kul'tura XV – serediny XVII v. Kontakty i vzaimnoe vosprijatie. Otv. red. Oleg F. Kudrjavcev. Moskva: Rosspen, 2013. 335 S., Abb. = Kul'tura Vozroždenija. ISBN: 978-5-8243-1829-6.**

This collection of papers, part of a series inaugurated in 2003 by Nauka and resumed since 2012 by Rosspen, is far from symmetrical. Granted that Western Europe had scant information about Muscovy and moreover was prejudiced against it, a fact that several authors endeavour to make clear, Russia knew next to nothing about the West. This explains, up to a point, why eleven articles deal with the Western vision of Muscovy, and only four with the Russian side of the question. The remaining five papers examine problems of western influence and comparison.

Articles of a purely descriptive nature do not invite any special comment. Thus, ANNA KHOROSHEVICH, under the title *Trade relations between Rus', Russia and "Europe" during 15th–16th centuries. A case study of ideologema of mutual prejudices*, actually draws a charming portrait of Martin Grüneweg (1562 – ca. 1618) (pp. 68–75). TATIANA MATASOVA shows how Muscovite diplomacy, despite occasional mistakes (pope Clemens IV instead of VII, "Callistos" instead of Sextius IV), could find its way among the labyrinth of Italian states in the XVIth century (pp. 76–91).

GEORGII MEL'NIKOV's paper deserves special credit for considering the image of Russia as the result of a political context. Harsh judgements passed on Muscovy first by Czech chroniclers, then humanists, are notably softened when the emperor seeks Russian alliance (p. 103–116). ANDREI DORONIN explores the "mental map" of German humanists (Hartmann Schedel, Conrad Celtis, Willibald Pirckheimer, Albert Krantz, Johannes Cochläus, Johannes Aventinus, Beatus Rhenanus) between 1490 and 1530 to ascertain their views on the origins of "the Russian nation". Since Russians are the heirs of the Sarmatians and the Scythians, could they be related in some way to the Germans? (pp. 117–128).

ELENA KARPENKO gives a meticulous account of the sections devoted to Muscovy and Siberia in André Thévet's *Cosmographie universelle* (publ. Paris, 1575), a work which is hardly original. Its principal source is Herberstein, including the map by the Danzig cartographer Anton Wied. Thévet reproduces Herberstein's text, often literally, without any reference to its author. He borrows also from maps by

Ptolemy, Sebastian Münster, Jenkinson and from the *Tractatus de duabus Sarmatiis* by Maciej of Miechów (pp. 238–251).

N. BOLDYREVA's paper is about the Russian translation of William Camden, the celebrated author of *Britannia* (first Latin edition 1586). Joan Blaeu (1596–1673) inserted Camden's text in his *Theatrum orbis terrarum sive atlas novus* (not the *Atlas maior*!), published in 1640–1645. This sum of the geographic and cartographic knowledge of the mid-XVIIth century was translated from Latin, in Moscow, by Epifanii Slavineckii (vol. I and part of vol. II), Arsenii Satanovskii (end of vol. II) and "Isaia, a collaborator of Epifanii" (vol. III and IV) – perhaps one of the convent elders who moved from the Don to the Moscow Andreevskii convent in 1651 (p. 289). The manuscript of vol. IV (described p. 288), which contains the Russian version of *Britannia*, was donated by patriarch Nikon to the library of Novo-Ierusalimskii monastery in 1661 (pp. 283–294).

Among the French authors who, at the time of civil wars ("guerres de religion"), wrote on Muscovy, IRINA EL'FOND chooses to analyse one of Etienne Pasquier's *Letters* – actually meant for publication – devoted to Ivan the Terrible. The Russian tsar personifies, better than Caligula or Commodus, the figure of the tyrant. She conscientiously lists the crimes Ivan IV is accused of, exposes Pasquier's errors and scolds him for "obviously not checking his informations" (p. 261). How could he? Thus she writes: "It's doubtful that Ivan the Terrible killed his brother [Iurii], although he did order his widow to be drowned in 1569" (p. 258). Elsewhere, she corrects Pasquier for misnaming "Michel Viskoul" a figure whose horrible death points actually at chancellor Viskovatyi (p. 256). She wonders why Pasquier omitted the impaling of Sheverev and Tulupov. She sums up: "Extremely tendentious judgements [she means: on Ivan the Terrible!] were motivated by the needs of political propaganda." (pp. 252–266)

Other papers are more ambitious, and therefore more controversial. The article by S. SOLOV'EV comes as a pleasant surprise. After five centuries of denunciations, by Russian believers and unbelievers alike, of the villain representing Muscovy at the Florence-Ferrara council in 1439, a remarkable Byzantine scholar is at last vindicated. Isidor began as a monk in Monembasia, his native place. Because of his brilliant literary and oratorical talents, he was welcomed at the court of emperor Manuel II Paleologue. He shared the interest in classical antiquity of Italian humanists, with whom he kept a regular correspondence. As early as 1434, he made a speech

in Basel, advocating a union between Oriental and Western Churches – the only way, he was sincerely convinced, to protect the empire from the Ottoman Turks. Appointed metropolitan for Russia in 1437, he achieved his goal at the Ferrara council two years later, but to no avail. When he came back to Moscow in 1441, he was imprisoned, escaped to Constantinople, witnessed the fall of the Second Rome, escaped again, and reached Rome (the first) in 1454. In striking contrast to Isidor's failure in Russia, another Byzantine intellectual, who perhaps had been Isidor's teacher, Manuel Chrysoloras, was welcomed with a triumph in Florence in 1396 (pp. 18–30).

LIUDMILA ALEKSEEVNA CHERNAIA's article deals with a crucial problem: how and when did "the West" come to mean "Latin heresy" in Russian eyes? She analyses the successive perceptions of "zapad" from polite indifference (Xth – XIIIth) to declared hostility (Xvth – XVIIth centuries). The result is somewhat disappointing. The all-important word analysis, very thorough regarding Kievan Rus', becomes shallow and sporadic for the later period. The historical context could sometimes be taken from textbooks, e. g. Cherniaia writes as if Nina Sinytsina had never touched the Third Rome topic. However, even if the answer is not entirely satisfactory, we should keep the author's question in mind (pp. 5–17).

When Russian ambassador Iakov Molvaninov arrived in Rome (September 1582), he was escorted by Antonio Possevino, who showed him the sights and curiosities of the Eternal Town. According to Possevino's *Moscovia*, the diplomat was shocked to see statues of pagan gods, Cupids and Venuses, and naked bodies, which Romans apparently preferred to symbols of Christian faith. O. RUSAKOVSKII investigates this curious episode, first its factual, then its mental side. Although he finds no confirmation of Possevino's narrative in other sources, he concludes that the story is probably true, but that Possevino, who himself disapproved of collecting pagan gods, made use of the stereotypes attached to Muscovy to express his own ideas. These, again, must be understood in the context of Counter-Reformation art polemic (pp. 199–216).

After a cursory review of French authors of the XVIth century who wrote, however briefly, about Muscovy, DMITRII SAMOTOVINSKII concentrates on Loys Le Roy, and how he describes Russia in his historical and political works (some of which Samotoviniskii has translated into Russian). Le Roy is more indulgent to Muscovy than most of the others: admittedly its inhabitants are barbarians, but they are

not subservient. Because of the extreme cold, no kind of political regime would suit them, but tyranny. Now if one is writing at a time (1568–1576) when France is torn by civil war, absolute monarchy, as in Persia, Ethiopia, the Ottoman empire and Muscovy, does have some attractions, namely power, a huge territory, a strong army (he puts the Russian forces at 700 000 men!). It is vain, writes Le Roy, to try to convert Russians to Catholicism: only God can bring the Christians together. Samotoviniskii is the only author in this volume who not only pays attention to the picture of Russia but also at the treatment, by the Western writers, of other countries (pp. 217–237).

With commendable accuracy, T. SONINA puts together three types of data: the only known portraits of five Russian ambassadors of the XVIIth century by Western painters (plate facing p. 161), which she expertly comments, Muscovite diplomatic archives about these embassies, and various documents from the receiving Western countries. She thereby provides historians with very useful material (p. 314–332). Some minor points, though, are puzzling. On pp. 324–325, the author resents the similarity between the French engraving depicting Potemkin's audience with Louis XIV and another engraving about the Siamese embassy: "Russian envoys ranked with exotic Oriental figures, on whom one could bestow anything, except equality in civilization." Further on, she takes offence at John Evelyn's diary, who describes Potemkin, Russian ambassador in London (November 20th, 1681). The following is part of T. Sonina's quotation, retranslated by me in English: "[...] but the most remarkable and exotic was the ambassador himself", which she understands as directed at Russians in general. In fact, this is a misreading. Evelyn wrote: "[...] but nothing was so splendid & exotick, as the Ambassador Who came soone after his Majesties restauration." (The Diary of John Evelyn. Vol. IV. Oxford, 1955, p. 262) She was probably misled by the capital letter in "Who", which seems to begin a new sentence, but not with the haphazard spelling of the time. Actually, Evelyn compares Potemkin, to his disadvantage, to the previous amabassador, *kniaz'* Petr Semenovich Prozorovskij, whose "Enterance" Evelyn also witnessed: with his attendants, he "rendered a very exotic and magnificent show" (The Diary of John Evelyn. Vol. III. Oxford, 1955, p. 344). It was November 27th 1662, "soon after" the Restoration of Charles II in 1660. Evelyn makes fun of Potemkin not because he is a "barbarous Russian", as T. Sonina supposes, but because he is unbelievably fussy. In Versailles, he

threatened to kill himself if the titles of the tsar were not fully quoted in Louis XIV's answering letter. In London, when not permitted to enter the court in his coach, he demands an attestation by the Master of Ceremonies that the same rule applies to diplomats from other countries, "being it seemes afraid he should offend his Master if he omitted the least *puntillo*". (The Diary of John Evelyn. Vol. IV. Oxford, 1955, pp. 262–263) Still more surprising is T. Sonina's conclusion: none of the painters, she writes, deliberately added negative features to stress the "barbarism" of their models. They honestly tried to capture the image of these unusual Christians, speaking a strange language and clad in the Oriental manner (p. 328). Why shouldn't they?

Nor is she, in this volume, the only one preoccupied with the alleged Muscovite "barbarism". It is a commonplace in Western writings of the XVIth – VIIth centuries. One may deplore it, but it certainly doesn't make sense, and good history neither, to judge people of the past for their narrow and unscientific point of view – "Were they pro- or anti-Russian?". Yet TAT'IANA RUIATKINA, having perused English narratives on Muscovy (as found in Russian translation in *Angliiskie puteshestvenniki v Moskovskom gosudarstve v XVI veke*. Leningrad, 1938) comes to the foregone conclusion that all these writers saw Russia through stereotypes. She painstakingly analyses the informations they supply, correcting meanwhile their mistakes, and rebuking them for their ignorance of Russian ways (e. g. p. 169). She doesn't understand, she says, how people coming from the country of Henry VIII, Bloody Mary and Elizabeth could pay attention to the cruelties of Ivan the Terrible (p. 175) – a perfectly legitimate subject for a *bona fide* inquiry, but here, I suspect, a purely rhetorical question. No wonder she entitles her paper, after Mt 7,3, *Why beholdest thou the mote that is in thy brother's eye, but considerest not the beam that is in thine own eye?* (pp. 167–191).

OLEG KUDRIAVTSEV, whose erudition and knowledge of Renaissance Europe are widely recognized, returns to his previous publication, *Rossiiia v pervoi polovine XVI v.: vzgliad iz Evropy* [Russia in the first half of XVIth century: a view from Europe], Moscow, 1997, to add and to comment. His first article in this volume deals with writers of the first half of XVth century providing information on Russia, chiefly on Novgorod: Johannes Schiltberger, Pero Tafur, Ulrich von Richental, author of the *Chronik des Consilium zu Konstanz* (publ. Augsburg, 1483) and

the memoirs of the Burgundian nobleman Ghilbert de Lannoy.

He tries to solve some of the enigmas proposed by these early texts. What is the town called "ad Auream Vettullam", according to Richental? Probably the reference is to a pagan golden idol, in Russian "Zolotaia baba", worshipped by Northern Finno-Ugric tribes, which is mentioned in a Russian chronicle of the beginning of XVIth century and presumably in Icelandic sagas (pp. 34–36). Did Novgorod really have a public market where women were sold and bought? It seems unlikely, although slavery existed, of course, and therefore women *were* sold, as Kudriavtsev points out, but not auctioned. Then he quotes de Lannoy: "[...] for them, it [i. e. to offer women for sale] is legal, but we, true Christians, wouldn't dare to do it, not on our life." Comment by Kudriavtsev: "So the Russians are 'convicted' of being false Christians and barbarians, in sharp contrast to the true Christians", viz. the Western world. "However, if in Russia one could sell personally dependent people, similar social categories subsisted in many parts of catholic Europe in the XVth century, and above all [slave traders from Venice and Genoa] grew rich [by selling] Christians from the Black Sea and Eastern Mediterranean regions." (p. 48) This is true, there is no question about it, and Kudriavtsev could have adduced more convincing proof than reference to Iosafat Barbaro (Cf. note 119, p. 66; for a documentary source (XIIIth century), see for instance: *Notae et acta notarii Thomasini de Savere, 1278–1282*. Ed. by G. Čremošnik. Zagreb, 1951. = *Notae et acta cancellariae Ragusinae*, 1). But what is unusual in scholarly history-writing is his acrimonious tone, as if he wanted to settle accounts, for offence to Russia, with a man who died 554 years ago (pp. 31–67).

The second article is an analysis in depth of Fabri's *Moscovitarum Religio* (publ. Tübingen, 1526), which Kudriavtsev edited in 1997 (cf. supra). Fabri never went to Russia, but had several interviews with grand prince Vasili III's ambassadors. The compliments he pays, on hearsay, to the Muscovites are reminiscent, writes Kudriavtsev, of Tacitus' *Germania*. If Fabri depicts the Russians as true believers in the pristine Christian faith and strict observants of the rituals, it is because he hopes to secure their help to fight the recent heresy of Luther. At the same time, he makes no secret of their rudeness, cruelty, even brutishness, thus conforming to a deep-rooted tradition going back to the Middle Ages (pp. 129–166).

The papers about western influence and comparison begin with a question mark: was Ivan IV a

Renaissance prince, as Cherniavskii would have it? MARK IUSIM delivers a balanced answer (given some reservations, he was a renaissance prince), but apparently ignores a further complication introduced by Daniel Rowland: was he perhaps a “Carolingian Renaissance prince” (DANIEL ROWLAND: Ivan the Terrible as a Carolingian Renaissance prince, in: Harvard Ukrainian Studies 19 [1995], pp. 594–606)? (pp. 192–199). ENGELINA SMIRNOVA tries to connect certain particularities of Russian XVIth century icon painting with orthodox refutation of Lutheranism, but her arguments are not entirely convincing (pp. 295–307). S. KIR'ANOVA is more successful in identifying western landscape patterns in Muscovite icons of the XVIIth century (pp. 308–313).

An interesting paper by OVANES AKOPIAN explores the sources of Maksim the Greek's (Michael Trivolis) epistle against astrology. Having lived in Italy (1492–1506) before coming to Moscow, Maksim was probably acquainted with Pico della Mirandola's monumental treaty on the subject (publ. 1496), since the Dominican worked for some time as secretary to Pico's nephew. He had almost certainly also read Savonarola's *Contro gli astrologi* (1497). Contrary to Nina Sinytsina's opinion, Akopian thinks that Maksim drew inspiration not from Pico, who invoked natural philosophy, but from the fiery preacher, who censured astrology as blasphemous (pp. 92–102).

Studying the impact in XVIIth century Muscovy of Erasmus' famous *De civilitate morum puerilium* (publ. 1526), I. GRIGOR'EVA begins unexpectedly with an enthusiastic encomium (pp. 265–274) of old Russian, pre-Petrine clerical culture. The only observable connection with the article's announced purpose is Epifanii Slavinetskii, a champion, against Simeon of Polotsk, of old ways and Greek language, and translator of Erasmus at the same time. What he put in Russian was not the original work, but an adaptation, by Reinhard Hadamar, which takes the form of a catechist dialogue (pp. 265–283).

*Evropeiskoe Vozrozhdenie i Russkaia Kul'tura* offers the reader a rich, if sometimes one-sided, harvest of facts and ideas. In order to achieve a more balanced picture of Russian-Western relations, it certainly invites complements. Except Ludmila Chernaia, nobody in this volume tried to plumb Russian feelings at the time about Western Europe. It would be helpful also to explain, without useless polemics, why Westerners considered Russians as barbarians, while practising themselves slavery, torture, etc. And finally, we could understand better the whole phenomenon of mutual perception if we knew more about reactions, Russian and Western alike, to third countries and peoples.

André Berelowitch, Paris

**Sicherheitskulturen im Vergleich. Deutschland und Russland/UdSSR seit dem späten 19. Jahrhundert.** Hrsg. von Arnd Bauerkämper / Natalia Rostislavleva. Paderborn [usw.]: Schöningh, 2014. 257 S., 1 Kte, 3 Tab. ISBN: 978-3-506-77721-8.

*Inhaltsverzeichnis:*

<http://d-nb.info/1051101786/04>

„Sicherheitskulturen umfassen ein ganzes Bündel von (Ordnungs-)Vorstellungen, Praktiken und Aushandlungsprozessen, die sich kontinuierlich verändern, anpassen und weiterentwickeln.“ Der vorliegende Band, der in der Folge einer Konferenz entstanden ist, beschäftigt sich mit Sicherheitskulturen in Deutschland und Russland bzw. der Sowjetunion im Vergleich und nimmt teil an aktuellen Debatten über die Sicherheitsbedürfnisse verschiedener Staaten und deren Bürger. Aus historischer Perspektive beleuchten 14 Beiträge das Thema (7 Beiträge sind in deutscher und 7 in russischer Sprache verfasst) und

nähern sich ihm aus verschiedenen Blickwinkeln, was bedeutet, dass auch verschiedene Epochen untersucht werden. Dazu ist die Publikation neben einer Einleitung in vier Kapitel unterteilt.

Die Einleitung wurde vom Herausgeber ARND BAUERKÄMPER verfasst. Klassisch werden Begrifflichkeiten geklärt, es wird exzellent zum Thema hingeführt und die enorme Importanz der staatlichen Sicherheitspolitik beleuchtet. Dabei wird auf das Spannungsverhältnis zwischen Schutz und Bedrohung der individuellen Freiheit durch staatliche Sicherheitspolitik aufmerksam gemacht. Der Band schreibt sich berechtigterweise einen Beitrag zur entstehenden historischen Sicherheitsforschung zu. Erst auf Seite 21 wird der Begriff Sicherheitskultur geklärt, was der üppigen Einleitung geschuldet ist. Der Begriff zielt auf politisches und gesellschaftliches Handeln ab, das infolge wahrgenommener Sicherheitsprobleme von einflussreichen Akteursgruppen definiert wurde (S. 25), wobei sich Maßnahmen zugunsten der Sicherheit, bspw. Gesetze, im 20. Jahrhundert zu Sicherheitskulturen verdichteten. (S. 24)

Demnach sind Sicherheitskulturen „diejenigen Werte, Diskurse und Praktiken, die dem auf Erzeugung von Sicherheit und Reduzierung von Unsicherheit gerichteten sozialen Handeln individueller und kollektiver Akteure Sinn und Bedeutung geben“ (S. 25).

Insgesamt stellt sich der Band der Aufgabe, historische Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Russland/Sowjetunion und Deutschland festzustellen und zu erklären, wobei Transfer- und Verflechtungsgeschichte anhand der drei Themen Terrorismus, Sozialpolitik sowie politische und gesellschaftliche Prozesse aufgezeigt werden soll. Diese Aufgabe erfüllt der Band mit Bravour und auf hohem Niveau.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Sicherheit in der russischen Politik und Geschichtsschreibung im frühen 20. Jahrhundert. Zwei russische Aufsätze sind hier zugeordnet. ALEXANDRA BACHTURINA beschäftigt sich mit der Russifizierungspolitik als „Schaffung einer Sicherheitsordnung und eines Systems für den Schutz der Staatsinteressen“ (S. 52), wobei die Festigung des nationalen Kerns wichtig war. Sie erklärt die Russifizierungspolitik als Folge des Wunsches nach Festigung der Staatsgrenzen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Bachturina arbeitet diesen Aspekt überzeugend heraus. Auch der zweite Aufsatz des ersten Kapitels zeugt von hohem Niveau. NATALIA ROTISLAVLEVA, die Mitherausgeberin, zeigt den Einzug freiheitlicher und sicherheitspolitischer Probleme in die russische Geschichtsschreibung an der Jahrhundertwende auf. Rotislavleva liefert einen neuen Aspekt, indem sie biographische Eckdaten zweier russischer Geisteswissenschaftler, liberaler Politiker und Universitätsprofessoren im Zusammenhang mit der Frage nach Sicherheit und Freiheit untersucht. Der Auftakt des Bandes ist spannend, spricht neue Aspekte an und zwingt den Leser regelrecht dazu, das Buch weiterzulesen.

Auch der zweite Abschnitt, welcher sich mit Unsicherheiten in der Zwischenkriegszeit und deren Auswirkung auf die Sicherheitskulturen nach 1945 beschäftigt, führt das hohe Niveau weiter. Hier sind es fünf Aufsätze, drei in Russisch und zwei in Deutsch, welche sich dem Thema nähern. Den Auftakt macht ILYA ZHENIN mit seinem Beitrag über die Weimarer Republik im politischen Diskurs Russlands an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Danach folgt CHRISTINE HIKEL mit einem Aufsatz zu Debatten über politische Gewalt in der Weimarer Republik und in der Bundesrepublik Deutschland. Sie stellt fest, dass Sicherheitskulturen über den Ist- und Soll-Zustand einer Gesellschaft Auskunft geben, da sie sich im Spannungsfeld von Erfahrung und Er-

wartung sowie auch der Gegenwart bzw. von Vergangenheit und Zukunft bewegen. Die Rückbesinnung auf die historische Erfahrung der Weimarer Republik prägte das Sicherheitsverhalten der BRD. Der Beitrag von KLAUS NEUMANN über die Weimarer Republik und das Projekt der sozialen Sicherheit in unsicheren Zeiten sticht aus dem Abschnitt durch seine konkrete Sprache und Herangehensweise an das Thema heraus. Nach einer Definition von sozialer Sicherheit als politischem Begriff (die Weimarer Verfassung gab ein umfassendes Schutzversprechen gegenüber dem Bürger, z.B. Schutz der Gesundheit, Arbeitsfähigkeit etc.) stellt Neumann fest, dass der Ansatz der Sicherheitskultur zum Verständnis der Geschichte von Betriebsräten zu verwenden sei, da Betriebsräte ein Versuch sind, „soziale Sicherheit im Betrieb herzustellen“ (S. 130). Den Abschluss bildet ein Beitrag von GRIGORIJ STEPANOV, der sich mit der Jugend- und Sicherheitspolitik der Staatssicherheit in der DDR beschäftigt. Laut seinem Fazit zeigt die Geschichte der DDR, dass „eine Staatsmacht, die das Grundrecht des Menschen auf Freiheit einschränkt und in jedem Ausdruck einer anderen Gesinnung und von Ablehnung eine Gefahr der Sicherheit des Staates sieht, äußerst kurzfristig agiert“ (S. 135). Diese Feststellung ist nicht neu, allerdings bezieht Stepanov den Zerfall der DDR auf die neue Jugendgeneration und deren Verständnis von Sicherheit. Insgesamt sind auch die Beiträge des zweiten Abschnitts sehr gut geschrieben und fügen sich thematisch einwandfrei in die Konzeption des Sammelbandes ein.

Die vier Aufsätze des dritten Abschnitts befassen sich mit supranationalen Organisationen und grenzüberschreitenden Organisationen. ALEKSEJ SINDEEV schreibt über die Rolle der BRD bei der Entstehung der neuen Sicherheitskultur Europas, wobei er das Fazit zieht, dass dabei Sicherheit nicht auf einem abgestimmten inhaltlichen Fundament basiere, sondern auf der Hoffnung auf erfolgreiche Zusammenarbeit. (S. 147) MARIETTE FINK beschäftigt sich im darauffolgenden Aufsatz mit dem Wandel des Verständnisses von sozialer Sicherheit im Rahmen zunehmender grenzübergreifender Zusammenarbeit. Mit viel sprachlichem Geschick kommt sie zu dem Schluss, dass die europäische Integration sowohl Ergebnis als auch Einflussfaktor der sozialen Sicherheit und der Sicherheitskultur darstellt. (S. 180) Zudem zeigt sie auf, dass eine soziale Sicherheitskultur im europäischen Raum nicht vorhanden ist, da die verschiedenen Staaten nicht „den gleichen Ausgangspunkt sowie gleiche Werte, Interessen, Entwicklungen und Einflüsse“ (S. 180) aufweisen. Auch die

zwei weiteren Beiträge überzeugen durch ihre exakte sprachliche und inhaltliche Ausarbeitung.

Der vierte und letzte Abschnitt ist mit zwei Beiträgen das schlankeste der Publikation. Es beschäftigt sich mit Sicherheitskulturen unter dem Einfluss des neuen Terrorismus seit 2011. ALEXANDER SCHREPFER-PROSKURJAKOVs Aufsatz sticht durch Schaubilder und Tabellen heraus. Er kommt in seinem Beitrag über Terror, Sicherheitskulturen und Medien am Beispiel des Nordkaukasus-Konflikts in Russland zu der Erkenntnis, dass Medien Überzeugungen, Werte, Handlungsweisen von Individuen und Organisationen beeinflussen und damit schlussendlich über die Sicherheitskultur der Gesellschaft

(mit-)entscheiden. Der letzte Aufsatz ist dem Sicherheitsdenken in Russland von 1990 bis 2012 und der damit in Verbindung stehenden Rolle Deutschlands gewidmet. CHRISTIAN WIPPERFÜRTH führt mit diesem Beitrag die Publikation zu einem exzellenten Ende, indem er unter anderem einen Ausblick in die Zukunft gewährt.

Es gibt an dem Sammelband nichts zu bemängeln! Im Gegenteil – es gilt ihn in den höchsten Tönen zu loben: Er ist nah am aktuellen Forschungsstand, behandelt neue Themen und dies auf höchstem wissenschaftlichen und sprachlichen Niveau. Sehr zur Lektüre empfohlen!

*Steffi Keil, Leipzig*

**ELENA P. KUDRJAVCEVA: Političeskie i kul'turnye otnošenija Rossii i Serbii v 30–50-e gody XIX veka. Dokumenty rossijskogo MID. Otv. red. i sost. E. P. Kudrjavceva. Moskva: Nauka, 2013. 532 S., Tab. ISBN: 978-5-02-038040-0.**

Die Quellensammlung über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und Serbien in den 1830er bis zu den 1850er Jahren ist ein offizielles Werk, an dem die Russische Akademie der Wissenschaft, das Außenministerium der Russischen Föderation und das Institut der russischen Geschichte beteiligt waren. Das ganze Projekt wurde durch Fördergelder des Russischen Geisteswissenschaftlichen Wissenschaftsfonds finanziert. Vorgänger dieser Quellensammlung war eine im Jahre 1997 erschienene Quellenedition (*Političeskie i kul'turnye otnošenija Rossii s jugoslavjanskimi zemljami v pervoj treći XIX veka. Dokumenty. Otv. red. i sost. Aleksej L. Naročnickij / Vasa Čubrilović. Moskva 1997*), in der die Zeit zwischen 1800 und 1833 behandelt wurde. Das damalige Projekt wurde in Zusammenarbeit mit der Serbischen Akademie der Wissenschaft durchgeführt, und es wurden sowohl Quellen aus russischen, als auch aus serbischen Archiven publiziert. Die neue Quellensammlung für die Zeit bis 1854 umfasst ausschließlich Quellen aus dem Archiv der Außenpolitik des Russischen Imperiums (AV-PR). Die Folge eines solchen Verfahrens ist, dass der Leser viele Ereignisse fast ausschließlich aus der Perspektive Russlands wahrnimmt, was als Manko anzusehen ist. Das Ziel war eigentlich vor allem, durch die Veröffentlichung neuer Quellen ein objektives Bild über den politischen Aspekt der serbisch-russischen Beziehungen in der Zeit der Entstehung des autonomen serbischen Fürstentums darzubieten, was letztendlich nur teilweise gelang.

Einem knappen Vorwort (S. 3–9) folgen 287 chronologisch angeordnete Dokumente (S. 10–503). Am Ende des Buches finden sich eine Übersicht aller Dokumente (S. 503–519), eine Liste der Fachbegriffe (S. 520–522) und zwei sehr praktische Register: ein Personen- (S. 522–528) und Ortsnamensregister (S. 528–531). Technisch ist diese kritische Quellenedition sehr professionell gestaltet. Durch passende Erläuterungen und Anmerkungen bekommt der Leser alle notwendigen Informationen über die wichtigsten Akteure, was die Lektüre verschiedener diplomatischer Briefe erleichtert und die Einordnung verschiedener Quellen in den historischen Kontext ermöglicht. Die hohe Qualität der Abbildungen der wichtigsten russischen und serbischen Akteure jener Zeit unterstreicht den Eindruck der Professionalität.

Die Dokumente reichen von der ersten diplomatischen Korrespondenz zwischen Serbien und Russland nach der Proklamation der Autonomie Serbiens 1833 bis zur Verkündung der Neutralität Serbiens im Krimkrieg 1853–1854. Alle Dokumente sind vollständig publiziert. Bei den französischsprachigen Quellen folgt eine russische Übersetzung. Laut der Herausgeberin sind auf Serbisch verfasste Quellen nur im Original publiziert, was aber nur teilweise zutrifft: Von insgesamt 24 Dokumenten wurden nur 13 in der Originalsprache abgedruckt. Bei elf serbischsprachigen Dokumenten finden wir nur die russische Übersetzung. Nicht nachvollziehbar ist, warum hier nicht eine ähnliche Lösung wie französischen Texten verwendet wurde. Von den insgesamt 287 Dokumenten sind 220 auf Russisch, 54 auf Französisch und 13 auf Serbisch. Fast alle diese Quellen wurden bisher noch nicht publiziert: Ausnahmen sind die Dokumente Nr. 6, 8, 87, 134, 150. Bei dem Großteil der publizierten Quellen handelt es sich um Original-

le (168), obwohl die Zahl der Kopien auch nicht als gering einzuschätzen ist (105). Bei 12 Dokumenten handelte sich um Übersetzungen. In die technisch fast perfekte kritische Quellenedition haben sich zwei kleine Fehler eingeschlichen: 1. Bei dem Dokument Nr. 194 ist unklar, ob ein Original oder eine Kopie vorliegt. 2. Im Dokument Nr. 22 aus dem Jahr 1835 ist am Ende als Verfasser Fürst Mihajlo Obrenović angegeben, obwohl es sich um einen Brief seines Vaters Miloš Obrenović handelt, der 1835 serbischer Fürst war. Es bleibt unklar, ob es sich hier um einen Druckfehler oder um eine Fälschung handelt (falls im Original tatsächlich als Verfasser Mihajlo angegeben ist).

Thematisch ist diese Quellensammlung sehr vielfältig. Alle zentralen Ereignisse der Geschichte Serbiens seit der Ausrufung der Autonomie 1833 werden beleuchtet. Aus den Quellen wird schnell klar, welche große Rolle Russland bei der Entstehung des serbischen Fürstentums spielte und wie die serbische politische Führung in eine prowestliche und eine prorussische Strömung gespalten war. Bei vielen wichtigen Entscheidungen suchten die serbischen Politiker die Zustimmung des russischen Zaren Nikolaus I. (S. 272) Die Rolle von Ilija Garašanin und der Einfluss der polnischen Emigranten auf seine Politik werden ebenfalls thematisiert und er selbst erscheint sehr negativ dargestellt (S. 337, 458). Die Quellen machen deutlich, wie seit 1833 die politischen und kirchlichen Strukturen im Fürstentum Serbien entstanden und wie Russland und Österreich versuchten, deren Entstehung ideologisch und politisch zu beeinflussen. Die Tatsache, dass die serbische intellektuelle Elite ihre Ausbildung überwiegend

im Westen erhielt, wurde in Russland sehr kritisch gesehen, weil dadurch viele „gefährliche“ Ideen nach Serbien kämen. Deswegen versuchten die Verantwortlichen in Russland, der jungen Generation in Serbien den Zugang zu den russischen Hochschulen zu erleichtern (S. 413, 419). Die Ausbildung der neuen serbischen geistlichen Elite sollte in Russland erfolgen, um die Serbisch-Orthodoxe-Kirche ideologisch an die Russische Kirche anzunähern. Dieser Prozess lässt sich anhand von insgesamt 20 Quellen sehr gut verfolgen. In vielen Quellen findet der Leser auch wichtige Informationen über die damalige serbische Gesellschaft, beispielsweise über die wirtschaftliche Lage, das Ausbildungsniveau, die Kirche, Waffenkäufe etc. Die Ambivalenz der damaligen serbischen Gesellschaft zwischen dem Westen und Russland kommt dabei stets zum Ausdruck.

Die gelungene Quellensammlung bietet auf jeden Fall eine sehr gute Grundlage für die weitere Forschung zur Geschichte Südosteuropas zwischen 1833 und 1854. Die neu zugänglich gemachten Quellen ergänzen sehr gut die aktuelle Forschung über die Rolle Russlands bei der Entstehung der politischen und kirchlichen Strukturen im autonomen serbischen Fürstentum und lassen sich auch gut in den Geschichtsunterricht integrieren. Leider bleibt die Frage nach der Objektivität des vermittelten Bildes offen, weil die Quellen aus serbischen Archiven nicht berücksichtigt wurden und dementsprechend einige umstrittene Themen einseitig dargestellt werden. Es ist zu hoffen, dass eine ergänzende Quellenedition folgt.

*Danijel Kežić, Kiel*

**Galizien als Kultur- und Gedächtnislandschaft im kultur- und sprachwissenschaftlichen Diskurs.** Hrsg. von Anna Hanus / Ruth Büttner. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2015. 458 S., 13 Abb. = Studien zur Text- und Diskursforschung, 10. ISBN: 978-3-631-65641-9.

*Inhaltsverzeichnis:*

<http://d-nb.info/1071327178/04>

„Galizien ist in“. Dieses Diktum, mit dem ich 2005 einen Beitrag einleitete und das aus dem Jahr 2002 stammt, besitzt nach wie vor eine unverbrüchliche Gültigkeit, wie auch der hier zu besprechende Sammelband belegt. Dieser ist das Ergebnis eines internationalen interdisziplinären Projekts zu Galizien als Kultur- und Gedächtnislandschaft, das aus einer

Sommerschule und einer Tagung im südostpolnischen Rzeszów im September 2013 bestand. Ein Schwerpunkt des Bandes, dessen Autoren aus Polen, der Ukraine, Österreich und Deutschland stammen, liegt in der Beleuchtung von Aspekten der Geschichte Westgaliziens, u. a. auch der ruthenischen und deutschen Bevölkerung der polnischen Karpaten.

Neben einem kleinen Vorwort und einer knappen Einleitung enthält der Band 22 unterschiedlich lange Beiträge, die in drei Abschnitte mit einer kulturhistorischen, einer literatur- und einer sprachwissenschaftlichen Perspektive untergliedert sind. Von Galizien als historischer Region unterschiedlicher Ethnien ausgehend, fragt der Sammelband nach literarischen Konstruktionen divergierender polnisch-ukrainischer Erinnerungskulturen (Stichwort: Galizien als Gedächtnisort) sowie nach Strukturen vergangen-

und gegenwärtiger Lebensverhältnisse (Stichwort: Galizien als Bildungslandschaft). Anregend ist schließlich der Hinweis, neben den Erinnerungen ehemaliger jüdischer und armenischer Bewohner auch nach der Rolle Galiziens im Gedächtnis ungarischer Bevölkerung zu suchen. Dieses Desiderat gilt es in der Tat noch einzulösen.

Die Einleitung bündelt die Beiträge, bleibt aber angesichts der doch zahlreichen Untersuchungen zu Galizien nicht nur als real existierendem Geschichtsraum, sondern auch als Konstrukt und Diskurs eine notwendige Einordnung dieser Publikation in die Forschungslandschaft zu Galizien schuldig.

Die kulturhistorischen Beiträge beinhalten viel Bekanntes, wobei Neues insbesondere in Details zu finden ist: die konkurrenz- und spannungsbehafteten Verhältnisse von Polen und Ruthenen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Rahmen ethnischer Nachbarschaften und kollektiver Identitätskonstruktionen (GERHARD BESIER und KATARZYNA STOKŁOSA), die Aktivitäten der elf polnischen Sozialisten im Wiener Reichsrat zwischen 1897–1918 (ADAM STANISŁAW CZARTORYSKI) oder die Bestrebungen der ukrainischen Nationalbewegung für die Errichtung einer ukrainischen Universität in Lemberg in den ersten vierzehn Jahren des 20. Jahrhunderts (ADRIAN MITTER). Neue Ansätze scheinen auf bei der Betrachtung der regionalen und kulturellen Bedeutung des schlesisch-galizischen Industriekomplexes Bielitz und Biala (AGNIESZKA DUDEK) und der Auswanderung zahlreicher Menschen aus Galizien nach Südamerika im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts (ELISABETH JANIK) und deren Einfluss auf Dorfgemeinschaften in Ostgalizien (MATTHIAS KALTENBRUNNER). Drei Aufsätze wenden sich erinnerungskulturellen Aspekten zu und beleuchten die vielschichtigen Erinnerungsspuren und deren Niederschlag in touristischen Routen in Polen insbesondere nach 1990 (RUTH BÜTTNER), die Besonderheiten des Umgangs mit der jüdischen Vergangenheit Galiziens nach 1990 in Polen und der Ukraine und die Brisanz und Umstrittenheit des Holocaust in diesem Kontext (STEFFEN HÄNSCHEN) und schließlich Erinnerungskonflikte in der Ukraine nach den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts (ROMAN DUBASEVYCH).

Der literaturwissenschaftliche Blick richtet sich auf das „Phänomen Stanisław“, eine Gruppe von Au-

toren und Malern in der Zeitspanne von 1989–1996 (OLENA DVORETSKA), auf Reiseliteratur am Beispiel der Autorin Anna Strońska (MAGDALENA BARAN), auf die literarischen und historischen Galizienerzählungen des markanten polnischen Prosaisten Andrzej Stasiuk (CHRISTOF SCHIMSHEIMER). Galizienbilder werden auch in Sabrina Janeschs Roman *Katzenberge* und in dem Roman *Aller Tage Abend* von Jenny Erpenbecks herausgearbeitet (FLORIAN ROGGE, ANASTASIA TELAAK).

Im letzten Abschnitt, der den sprachwissenschaftlichen Aspekten gewidmet ist, lenken Ausführungen die Aufmerksamkeit auf die Situation der polnischen Sprache im österreichischen Teilungsgebiet zwischen 1772 und 1918 (KAZIMIERZ OZÓG), auf das Vorkommen von Galizien in polnischen Geschichtsschulbüchern der letzten 30 Jahre unter Berücksichtigung des Denkstils (WALDEMAR CZACHUR), auf die sprachliche Gestaltung der Prosatexte des österreichischen Autors Martin Pollack (ANNA HANUS), auf die Druckwidmungen in den Werken galizischer Schriftsteller (MARIA KRAUZ), auf Kochrezepte (ANNA HANUS, IWONA SZWED), auf die Funktion von in deutscher Sprache verfassten Texten in der polnischen Krakauer Presse am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert (ANDRZEJ S. FERET). Der allgemeine theoretische Beitrag zu *Relation von Diskurs, Stil, Gattung und Text* (MARIA WOJTAK), der keinen konkreten Bezug zu Galizien aufweist, versteckt sich ohne Regieanweisung in diesem letzten Abschnitt, statt sinnvoller am Beginn des Bandes oder zumindest eines Abschnittes zu stehen. Den Abschluss bilden Darlegungen zu einem frühneuhochdeutschen Schriftdialekt im Schöffnenbuch des 16. Jahrhunderts der Sprachinsel Markowa.

Die zahlreichen Analysen erweitern und bereichern das große Mosaik, zu dem das Forschungsgebiet „Galizien“ anwächst. Eine ganze Reihe von Überlegungen stammt aus Werkstätten junger Nachwuchswissenschaftler, die neue Fenster öffnen, zahlreiche Anregungen und viel Innovatives bieten. Die Verdienste und die Relevanz der einzelnen Beiträge wären allerdings noch deutlicher durch eine dezidiertere einleitende Einordnung in den Forschungskontext hervorgetreten.

Hans-Christian Maner, Mainz

**TIMO JANCA: Zwischen Verklärung und Aufklärung. Identitätssuche in der georgischen Literatur 1801–1989. Kaiserslautern, Mehlingen: Parthenon, 2012. 114 S., 9 Abb. = Wild East, 1. ISBN: 978-3-942994-03-3.**

Literaturwissenschaftliche Studien zur Geschichte der georgischen Literatur der letzten 200 Jahre sind eher selten oder erschöpfen sich in einer Zusammenschau (DONALD RAYFIELD *The Literature of Georgia*, 1994; HEINZ FÄHNRIICH *Georgische Literatur*, 1993). Nicht zuletzt wegen der Sprachbarriere wird die georgische Forschung nicht nur in der breiteren Literaturwissenschaft kaum rezipiert. Der in Jena promovierende Slavist und Germanist Timo Janca hat nun versucht, die Verhandlung nationaler Identität in der georgischen Literatur seit der Annexion Ostgeorgiens durch das Zarenreich im Jahre 1801 über die Annexion durch die Rote Armee 1921 bis zum Zerfall der Sowjetunion und zur erneuten Erlangung staatlicher Unabhängigkeit systematisch zu analysieren. Etwas schablonenhaft und ohne des Georgischen mächtig zu sein, beabsichtigt der Autor zu zeigen, wie „der zweifache Verlust der nationalen Selbstbestimmung Georgiens“ (1801 und 1921) literarisch in Mustern der georgischen Selbstwahrnehmung verarbeitet wird. Außerdem soll die Fremdwahrnehmung der kaukasischen Nachbarvölker (hier exemplarisch der Abchasen) und der regionalen Großmacht Russland auf „jeweils bestimmte[n] Entwicklungsstufen [...] anhand von Schlüsseltexten der georgischen Literatur“ nachvollzogen werden. „Entwicklungsstufen“ und Auswahlkriterien sowie der neue „literatur-soziologische Zugang“ werden in der Einleitung nicht diskutiert, genauso wenig wie Fragen nach Wesen und Definition nationaler Selbstbestimmung in der Belletristik. Vermutlich war die Erreichbarkeit der Texte in deutscher oder russischer Übersetzung ein Kriterium.

Zur Systematisierung werden fünf Formen literarischer Darstellung von Identität für das „Selbst“ (2. Kapitel) und das „Andere“ (3. Kapitel) separat ein- und jeweils für das Zarenreich und die Sowjetunion an literarischen Beispielen vorgeführt, die von der georgischen Romantik über die Avantgarde- bis zur georgischen Sowjetliteratur reichen (Nikoloz Baratašvili, Ilia Čavčavadze, Važa-Pšavela, Galaktion Tabidze, Konstantine Gamsachurdia, Guram Rčeulišvili, Erlom Achvlediani). Die Beispiele können hier aus Platzmangel nicht einzeln diskutiert werden. Durch die getrennte Behandlung der Darstellungsformen des Eigenen und Fremden in separaten Kapiteln kann Janca die „kommunizierenden Röhren“

nicht zum Sprechen bringen. Dies gelingt ihm jedoch im 4. Kapitel zum „Sonderfall Abchasien“, indem er die verschiedenen literarischen Identitätswürfe aufeinander bezieht (Bagrat Šinkuba, Fazil’ Iskander). Deutlich wird, dass auch in der Literatur sich gegenseitig ausschließende Muster und Darstellungsformen entstanden, die einen Dialog der verschiedenen literarischen Identitätswürfe verhielten.

Jedoch wirken diese Muster nach 1991 fort, ja eskalieren mit dem Fortfall der Fremdherrschaft sogar zum Bürgerkrieg, wie im abschließenden 5. Kapitel im *Ausblick* deutlich wird. Mit einer massiven Personalisierung von Geschichte geht eine extreme Freund-Feind-Akzentuierung einher, welche „die tiefe Uneinigkeit der eigenen Identität“ (S. 98) der Georgier verdeutliche. Einerseits degradiere sie die Bevölkerung zu unbeteiligten Statisten und entledge andererseits die Täter ihrer tatsächlichen Verantwortung. Der auf Deutsch verfasste Roman *Mužal. Ein georgischer Roman* des deutsch-georgischen Schriftstellers Givi Margvelašvili sowie Irina Bakanidze Novelle *Licht, du mein Licht* (1994) verweigerten ein verbindliches Konzept eigener Identität, was „auch eine Reaktion auf die Instrumentalisierung von Identitätskonzepten durch die Politik“ (S. 101) sei. Folglich entstünden „Konflikte nicht aus einer realen Bedrohung durch den Anderen, sondern werden aus machtpolitischen Erwägungen initialisiert“ (S. 101–102). Eine „differenzierte Sichtweise auch in der gegenwärtigen Literatur und Publizistik“ konnte Janca 2008 und 2009 jedoch nicht nachweisen. Dagegen gingen in der russischen Literatur eher Züge einer erörternd-auflösenden Darstellung des Anderen im Austausch mit der georgischen und kaukasischen Kultur (Tolstoj, Mandel’stam, Bitov, Makanin) gegen den Mainstream historisch-verklärender Darstellungen und Abwertung des Anderen einher. Für Abchasen und „Südosseten“ (Osseten, die im Autonomen Gebiet Südossetien leben) bleibe die Darstellung des Anderen (imaginiert als das Georgische) undifferenziert und werde durchweg abgewertet, da hier die Verantwortung für den Konflikt um die Unabhängigkeit Abchasiens und eine fortdauernde Bedrohung der eigenen Identität verortet werde. Allerdings weist Janca implizit auf die territoriale Konnotation von Identitäten hin, die sie ja als Ressource für Machteliten so interessant macht. Es sind eben nicht Identitäten, die miteinander kommunizieren, sondern konkrete Akteure, darunter auch viele Vertreter der „schöpferischen“ Intelligenz.

Es wird eine „erste Auseinandersetzung mit der georgischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in

übersichtlichem Zusammenhang und in einer westlichen Sprache“ auf 108 Seiten versprochen, was nur schwer einzulösen ist. Janca kann dank der vergleichsweise guten Situation – ein Erbe der DDR-Literaturpolitik – auf einen breiten Fundus an Übersetzungen georgischer Literatur ins Deutsche und auch ins Russische zurückgreifen. Seinem „neuen literatursoziologischen Zugang“ sind dann jedoch enge Grenzen gesetzt, da er die mit den genannten Werken erfolgte Rezeptionsgeschichte und Diskurse nicht untersuchen kann. Auch das angewandte Analyseraster erscheint sehr schematisch und vor allem statisch, da es sich nur auf kurze Textanalysen weniger literarischer Werke und einer noch geringeren Anzahl an Sekundärliteratur stützt. Der Nachweis von Regularitäten in der literarischen Produktion von Identität fällt dann besonders schwer, weil der konkrete Diskursverlauf und der Kontext ausgeblendet bleiben, in denen die konkreten Werke entstanden sind. Kann dann überhaupt gezeigt werden, wie nationale Identität „des georgischen Volkes“ oder bestimmter repräsentativer Gruppen (Kanzler Solomon für die ostgeorgische „Adelsnation“) in der ge-

orgischen Literatur bis 1989 „verhandelt“ wird? Implizit wird hier ein eindimensionaler – auf die Nation beschränkter – Identitätsbegriff verwendet, der das dominante Narrativ in den georgischen Geisteswissenschaften widerspiegelt und nicht so sehr den Zeitgeist des Entstehungskontextes der analysierten literarischen Werke. Gattungsspezifische Merkmale sowie Intertextualität (Puškin) werden nur am Rande in der ohnehin sehr knappen Darstellung erörtert. Daher wäre vielleicht die Bezeichnung Essay für diese Arbeit treffender. Allerdings hat Janca im Rahmen der ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und in einem sehr beschränkten Umfang wesentliche Problemlinien herausarbeiten können, die sicherlich eine Vertiefung verdient hätten. Leider müssen zahlreiche Fehler bei der Wiedergabe georgischer Textauszüge, der Umschrift und Übersetzung aus dem Georgischen (z.B. „Südosteten“ oder in „Čven, p'oet'ebi sakartvelosi / Wir, die Dichter Georgiens“, S. 40) bemängelt werden. Es bleibt zu hoffen, dass es nicht bei dieser einzelnen Arbeit zur georgischen Literatur bleiben wird.

*Oliver Reisner, Thilisi*

**Heimstätten der Nation. Ostmitteleuropäische Vereins- und Gesellschaftshäuser im transnationalen Vergleich.** Hrsg. von Peter Haslinger / Heidi Hein-Kircher / Rudolf Jaworski. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2013. VIII, 279 S., Abb., Tab., Ktn. = Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, 32. ISBN: 978-3-87969-369-6.

*Inhaltsverzeichnis:*

<http://d-nb.info/1044984066/04>

In zwölf Beiträgen wird in diesem Tagungsband die Gründung und Entwicklung von Vereins- und Gesellschaftshäusern der verschiedenen Nationalitäten in den Städten Ostmitteleuropas Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts skizziert und damit ein guter Überblick über die gesellschaftlichen Aktivitäten der ehemals in Ostmitteleuropa lebenden nationalen und ethnischen Gruppen gegeben. Wie die Herausgeber in der Einleitung zu Recht hervorheben, wurde der Geschichte der Nationalhäuser in den Städten Ostmitteleuropas in der Forschung nur wenig Bedeutung beigemessen und selten ein transnationaler Vergleich in den multinationalen Gebieten angestellt. Dieser in drei Teile gegliederte Band dient daher als Bestandsaufnahme der Forschung zu dieser Thematik. Der vier Beiträge umfassende erste Teil ist den *Nationalhäusern als Identitätsräumen* gewidmet. Im ersten Beitrag befasst sich Jiří MALÍŘ mit der Gründung von Vereins- und Nationalhäusern in Brünn (Brno) und in anderen mährischen Städten. Bewusst haben die Herausgeber diesen Beitrag an den Anfang des Tagungsbandes gestellt, denn das 1872 in Brünn errichtete tschechische Vereinshaus „Besedni dům“ zählt zu den ersten Vereinshäusern in Ostmitteleuropa. Jiří Malíř weist darauf hin, dass es nicht nur im Falle von größeren Minderheitengruppen in den mährischen Städten zu Initiativen für die Gründung eines Nationalhauses kam, sondern selbst in Städten, in denen es eine geringe Zahl tschechischer Einwohner gab, wie etwa in Neutitschein (Nový Jičín), wo nur die finanzielle Unterstützung der tschechischen bäuerlichen Bevölkerung aus der Umgebung den Bau eines Nationalhauses ermöglichte. Dass die nationale Konkurrenz zwischen Deutschen und Tschechen in Mähren eine große Rolle spielte, wird in diesem Beitrag besonders deutlich, denn der Verfasser betont, dass je nachdem, ob das Rathaus der jeweiligen Stadt in deutscher oder tschechischer Hand war, die jeweilige Nationalität mehr Unterstützung bei der Suche nach einem Baugrund oder bei der Finanzierung erhielt. Im zweiten Beitrag widmet sich ANNA VERONIKA WENDLAND der Entstehung des ruthenischen Nationalhauses in der galizischen Hauptstadt Lemberg (L'viv, Lwów). Darauf folgt der Beitrag von JÖRG

*titätsräumen* gewidmet. Im ersten Beitrag befasst sich Jiří MALÍŘ mit der Gründung von Vereins- und Nationalhäusern in Brünn (Brno) und in anderen mährischen Städten. Bewusst haben die Herausgeber diesen Beitrag an den Anfang des Tagungsbandes gestellt, denn das 1872 in Brünn errichtete tschechische Vereinshaus „Besedni dům“ zählt zu den ersten Vereinshäusern in Ostmitteleuropa. Jiří Malíř weist darauf hin, dass es nicht nur im Falle von größeren Minderheitengruppen in den mährischen Städten zu Initiativen für die Gründung eines Nationalhauses kam, sondern selbst in Städten, in denen es eine geringe Zahl tschechischer Einwohner gab, wie etwa in Neutitschein (Nový Jičín), wo nur die finanzielle Unterstützung der tschechischen bäuerlichen Bevölkerung aus der Umgebung den Bau eines Nationalhauses ermöglichte. Dass die nationale Konkurrenz zwischen Deutschen und Tschechen in Mähren eine große Rolle spielte, wird in diesem Beitrag besonders deutlich, denn der Verfasser betont, dass je nachdem, ob das Rathaus der jeweiligen Stadt in deutscher oder tschechischer Hand war, die jeweilige Nationalität mehr Unterstützung bei der Suche nach einem Baugrund oder bei der Finanzierung erhielt. Im zweiten Beitrag widmet sich ANNA VERONIKA WENDLAND der Entstehung des ruthenischen Nationalhauses in der galizischen Hauptstadt Lemberg (L'viv, Lwów). Darauf folgt der Beitrag von JÖRG

HACKMANN über die Nationalhäuser in estnischen Städten. Im vierten Beitrag, der nicht als Referat auf der 2010 stattgefundenen Tagung des Herder-Institutes eingeplant gewesen war, gibt MARIANA HAUSLEITNER einen fundierten Überblick über die Entstehungsgeschichte der fünf nationalen Vereinshäuser in Czernowitz (Černivci, Cernaŭi), die die fünf größten ethnischen Gruppen der Bukowina (Ruthenen/Ukrainer, Rumänen, Polen, Deutsche, Juden) repräsentierten. Zu Recht haben die Herausgeber des Tagungsbandes dieser Stadt nachträglich eine Aufnahme zugestanden, da dieser multikulturellen und multiethnischen Hauptstadt des Kronlandes Bukowina eine unter allen Städten in Ostmitteleuropa herausragende Position bei der Gründung von Nationalhäusern zukam. Die kulturellen und bildungspolitischen Angebote erreichten hier eine größere Zahl der jeweiligen nationalen Gruppe und bezogen zum Teil auch die ländliche Bevölkerung mit ein. Am Beispiel des erst 1910 eingeweihten Deutschen Hauses weist Mariana Hausleitner darauf hin, dass dieses von den Mitgliedern des Vereins der christlichen Deutschen als Antwort auf den starken Einfluss der polnischen katholischen Pfarrer auf die deutschen Katholiken und in deutlicher Abgrenzung zu den jüdischen Einwohnern von Czernowitz errichtet wurde. Ebenfalls wird in dem Beitrag deutlich, dass in den Nationalhäusern nicht unbedingt die allgemeinen Interessen einer ethnischen Gruppe vertreten wurden, sondern dass häufig die politischen Ansichten der Leiter der Nationalhäuser zu einer Polarisierung führten, wie etwa in dem 1908 errichteten Jüdischen Nationalhaus, in dem es 1910 zwischen den Vertretern der verschiedenen politischen Strömungen innerhalb der jüdischen Gesellschaft zu heftiger gegenseitiger Kritik und sogar zu handgreiflichen Auseinandersetzungen kam (S. 109).

Im zweiten Teil des Bandes, der die Überschrift *Zwischen Repräsentation und Geselligkeit: Nationalhäuser als Identitätsangebot* trägt und ebenfalls vier Beiträge umfasst, wird der Leser von JAN SCHLÜRMANNs Beitrag über die zahlreichen Versammlungshäuser der dänischen Minderheit in Schleswig, die die Entwicklung des dänischen nationalen und kulturellen Bewusstseins nach der Niederlage Dänemarks im Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 fördern sollte, überrascht. Wie dem Vorwort der Herausgeber zu entnehmen ist, sollte diese Vergleichsstudie nicht die einzige in diesem Band sein, blieb es dann aber doch, da die Absicht, das Thema der Vereinshäuser bzw. Nationalhäuser in gesamteuropäischer Perspektive vorzustellen, sich als nicht durchführbar erwiesen habe. Jan Schlürmann verweist zu Recht darauf,

dass die preußische Herrschaft in Schleswig gut Material für eine Vergleichsstudie zu der Situation der gemischtnationalen Bevölkerung in den östlichen Gebieten Preußens sowie in Elsass-Lothringen bieten könnte (S. 135). In einem weiteren Beitrag widmen sich ELENA MANNOVÁ und DANIELA KODAJOVÁ der nationalen Abgrenzung der Slowaken von den Ungarn durch die Errichtung eines nationalen Hauses in St. Martin in der Turz (Turčiansky Svätý Martin, Turócszentmárton), das nur die Bezeichnung „Haus“ tragen durfte, sowie durch die Errichtung des katholischen Vereinshauses in Skalica (Skalitz, Szokolca). Mit der bedeutenden Rolle des Nationalhauses der Slowenen in Triest (Trieste, Trst), das von der italienischen Mehrheitsgesellschaft sogar als Bedrohung wahrgenommen wurde, befasst sich MONIKA PEMIČ. Der Geschichte der wenig erforschten Entstehung nationaler Institutionen der serbischen Minderheit in Pest und in Neusatz (Novi Sad, Újvidék) geht NENAD MAKULJEVIĆ in seinem Beitrag nach.

Der dritte Teil des Bandes ist der Bedeutung von Nationalhäusern als Zeichen im urbanen Raum gewidmet. Dieser Teil beginnt mit dem Beitrag WITOLD MOLIKS über das Hotel Bazar in Posen (Poznań), das dank einer Initiative des polnischen Arztes und Philanthropen Karol Marcinkowski erbaut wurde und durch sein Konzept als Hotel mit Ladenlokalen und Ballsaal zu einem wichtigen kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum der Polen in der Hauptstadt des Großherzogtums Posen wurde. Der Bedarf an einem polnischen Begegnungszentrum, das einem Nationalhaus vergleichbar war, zeigte sich durch die außergewöhnlich schnelle Umsetzung der Idee innerhalb von nur drei Jahren, denn schon Ende 1841 konnte die Eröffnung des an dem wichtigsten Platz Posens, dem Wilhelmsplatz, liegenden, repräsentativen dreistöckigen Gebäudes gefeiert werden. Damit schufen die Initiatoren und Mitglieder der Aktiengesellschaft Bazar ein deutliches Zeichen der polnischen Präsenz in der durch das deutsche Bürgertum und die preußischen Beamten dominierten sowie durch die preußische Architektur geprägten Stadt. Im nächsten Beitrag widmet sich JĀNIS KRASTIŅŠ der Entstehung der lettischen Vereinshäuser. Vorausgegangen war Mitte des 19. Jahrhunderts eine Initiative der Vertreter der Bewegung der sog. Neuletten, die die Entwicklung und Förderung des lettischen Nationalbewusstseins durch die Gründung von Vereinen im ganzen Land anregten. Wie erfolgreich diese Bewegung war, macht die Zahl von über 700 Vereinsgründungen bis Ende des 19. Jahrhunderts deutlich. Die im Rahmen dieser Aktivitäten

dann Ende des 19. Jahrhunderts errichteten repräsentativen Vereinshäuser sollten ein deutliches Zeichen der Abgrenzung zu den politisch dominierenden Russen einerseits und den wirtschaftlich dominierenden Deutschen andererseits bilden. Die bedeutendsten und häufig in der besonderen Ausformung des lettischen Jugendstils entworfenen Vereinsgebäude entstanden in der Hauptstadt Riga. In dem letzten Beitrag des dritten Teils des Bandes widmet sich MARIA MIRTSCHIN der Funktion des Wendischen Hauses (Serbski Dom) in Bautzen, das auf Initiative der Mitglieder der sorbischen Gesellschaft in Bautzen gegründet wurde. 1868 wurden erste Spendenaufrufe unter der sorbischen Bevölkerung in der Lausitz verbreitet, allerdings dauerte es dann drei Jahrzehnte bis eine entsprechende Summe für den Bau eines Nationalhauses gesammelt werden konnte, der 1897 begonnen und 1904 abgeschlossen wurde.

Aus der Mehrzahl der Beiträge geht hervor, dass die Gründung der Volks- bzw. Nationalhäuser meist auf Initiative von Mitgliedern schon bestehender nationaler Bildungsvereine, Lesehallen, Schulvereine, Turnvereine oder ähnlicher Einrichtungen zurückging, da sich die Initiatoren bewusst waren, dass die kulturellen Aktivitäten in den von den Architekten auf die jeweiligen Bedürfnisse zugeschnittenen Gebäude besser gebündelt werden konnten, wodurch auch größere Kreise innerhalb der nationalen Grup-

pen bei Veranstaltungen zu erreichen waren. Ebenfalls macht der Vergleich der Beiträge deutlich, dass es von der Idee der Errichtung eines Vereins- oder Nationalhauses bis zu deren Umsetzung manchmal mehrere Jahrzehnte dauern konnte. Mit diesem Problem, genügend Gelder für den Entwurf und den Bau eines Nationalhauses zu sammeln oder Sponsoren zu finden, waren fast alle Initiatoren in den in diesem Sammelband besprochenen Städten konfrontiert.

In ihrem Schlussbeitrag gibt MICHAELA MAREK einen zusammenfassenden Überblick über die Beiträge und kommt zu dem Ergebnis, dass weniger die äußere Repräsentation durch besondere architektonische Eigenheiten bei der Errichtung der Nationalhäuser eine Rolle spielte, sondern vielmehr die Funktionalität bei den unterschiedlichen Entwürfen ausschlaggebend war. Die zahlreichen Abbildungen der Volks- und Nationalhäuser in dem Tagungsband vermitteln dem Leser dementsprechend einen guten visuellen Überblick über die unterschiedliche architektonische Gestaltung der Gebäude. Mit diesem Tagungsband wurde ein wichtiges Thema aufgegriffen, das um die Geschichte von Vereinshäusern in Dörfern in national gemischten Gebieten erweitert werden sollte, zu der ebenfalls kaum neuere Forschungen vorliegen.

*Isabel Röskau-Rydel, Krakau*

**Solidarität mit Polen. Zur Geschichte und Gegenwart der deutschen Polenfreundschaft.** Hrsg. von Marion Brandt. Frankfurt a.M. [usw.]: Peter Lang, 2013. 245 S., 1 Tab., Abb. = *Colloquia Baltica. Beiträge zur Geschichte und Kultur des Ostseeraums*, 25. ISBN: 978-3-631-64408-9.

*Inhaltsverzeichnis:*

<http://d-nb.info/104510065x/04>

Polenfreundschaft war in Deutschland selten eine Einstellung, die große Teile der Eliten oder der Gesamtbevölkerung teilten, und daran hat sich wohl bis heute wenig geändert. Die in Danzig lehrende Germanistin Marion Brandt hat nun einen Sammelband herausgegeben, der sich mit einigen zentralen Topoi und Personen des deutschen Polendiskurses im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigt. Dabei handelt es sich um die Ergebnisse eines Seminars an der Academia Baltica, die sich nicht ausschließlich an ein fachwissenschaftliches Publikum richten. Und so bietet sich der Band auch einer breiteren „bildungs-

bürgerlichen“ Leserschaft zur gewinnbringenden Lektüre an, zumal einige Autoren einschlägiger Monographien hier praktischerweise Kurzfassungen ihrer Arbeiten beisteuern.

Gut die Hälfte der elf Beiträge beschäftigt sich mit dem 19. Jahrhundert. ISABEL RÖSKAU-RYDEL erörtert die Beteiligung deutschstämmiger Galizier am Novemberaufstand 1830/31, einer Gruppe, deren Größe sie auf etwa 100 bis 150 Personen schätzt, von denen einige wie Joseph von Reitzenheim sogar mit den „geschlagenen Helden“ ins Pariser Exil zogen. Zu dieser Zeit hatte sich die deutsche liberale Öffentlichkeit bereits für den polnischen Freiheitskampf begeistert, worüber GABRIELA BRUDZYŃSKA-NÉMEC am Beispiel der immerhin 31 Polenvereine im Großherzogtum Baden 1831/32 schreibt, deren Mitglieder Berichte, Gedichte und Broschüren verfassten, Geld und Arznei sammelten und Scharpen zupften. Doch selbst im liberalen Baden ordneten die Behörden noch im Jahr des Polendurchzugs 1832 die Auflösung der Vereine an. Wie sehr die Ereignisse in Kongresspolen deutsche Dichter und Denker bewegten, schildert KAROL SAUERLAND in

einem schönen Text am Beispiel Ludwig Börnes und Heinrich Heines. Während sich Börne entsetzt über den aussichtslosen Kampf der Polen äußert („Nicht wie Menschen, wie Kriegsgötter selbst haben die Polen gekämpft“, S. 69), hat Heine für die deutschen Polenschwärmer wenig übrig. 1840 spottet er in seinem Börne-Buch über die Polen, die „ritterlichen Dummköpfe“ (S. 73). Die in der rasant wachsenden multiethnischen Industriestadt Lodz lebenden Deutschen sahen das differenzierter. FRANK M. SCHUSTER erklärt ihr Zögern, sich dem Aufstand anzuschließen, vor allem mit der vorherrschenden lutherischen Konfession und ihrer Staatsloyalität, auch wenn sich diese Einstellung bald zu verändern begann. Jedenfalls sei festzustellen, „dass eine klare Trennlinie zwischen Anhängern und Gegnern des Aufstandes nicht zu ziehen ist“ (S. 89); mithin sei auch der von der Forschung gerne postulierte deutsch-polnische Gegensatz unter der Bevölkerung sehr differenziert zu betrachten und unter dem Begriff der „situativen Identität“ (S. 99) zu diskutieren.

Die ambivalente Haltung der deutschen Sozialdemokratie zu Polen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs behandelt KRZYSZTOF RZEPA in seinem kenntnisreichen Beitrag. Unterstützung des Widerstands gegen die Teilungsmächte, Ablehnung oder Zustimmung zum Kampf um den eigenen Nationalstaat, Furcht vor billiger Konkurrenz für deutsche Arbeiter und Enttäuschung über das mangelnde Interesse bei den Arbeitsmigranten – je nach Zeitraum, politischen Umständen und Persönlichkeiten changierten die Einstellungen. Weniger komplex ist das Interessengebiet BARBARA WIDAWKAS: Sie untersucht die Briefwechsel der beiden Polen-Historiker Richard Roepell und Jacob Caro mit polnischen Gelehrten und will darin „signifikante Zeugnisse eines deutsch-polnischen Kulturtransfers“ (S. 142) erkennen. Allerdings ist nicht jede Korrespondenz gleich ein Kulturtransfer, und die Autorin verharrt bei ihren Befunden auf einer überwiegend deskriptiven Ebene.

Die Thorner Germanistin MARIA GIERLAK entwirrt die Polen-Korrespondenzen des katholischen Journalisten Carl-Oskar von Soden aus den Jahren 1925 und 1926 der Vergessenheit. Von Soden gelangt zu dem für die Zeit bemerkenswerten Schluss, dass Deutschland mit seiner rabiaten antipolnischen Propaganda eine Mitverantwortung für die Zukunft Polens habe: „Von uns hängt es ab, ob in Polen die nationalistische oder die europäische Atmosphäre auf Dauer die Oberhand erhält.“ (S. 156) Auch seine Bemerkungen über den polnischen Katholizismus

und über den romantischen Charakter der Kresy-Mythologie sind aufschlussreich.

Während in den zwanziger Jahren deutsche Polenfreunde kaum mit der Zustimmung großer Kreise rechnen konnten, gehörte er seit dem deutsch-polnischen Nichtangriffsabkommens von Anfang 1934 für einige Jahre zum guten Ton. KARINA PRYT fasst in ihrem Aufsatz zentrale Befunde ihrer fundamentalen Arbeit zu den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen während der Entspannungsjahre (KARINA PRYT: *Befohlene Freundschaft. Die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen 1934–1939*. Osnabrück 2010. = Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 22) zusammen und macht deutlich, wie instrumental die „Normalisierung“ der Beziehungen von Berlin aus behandelt wurde. Das Ziel, das allen gemeinsamen Filmprojekten, Konzerttourneen, Ausstellungen und Sportwettkämpfen aus deutscher Sicht eigen war, lautete so, wie Pryt es für die Aufgaben des 1935 gegründeten Deutsch-Polnischen Instituts formuliert: „Die Nachbarn sollten sich dem deutschen Einfluss willig öffnen und sich diesem im Laufe der Zeit unterwerfen.“ (S. 187)

Kurz vor seinem frühen Tod hielt LUDWIG MEHLHORN – eine wichtige Persönlichkeit der DDR-Opposition und der deutsch-polnischen Verständigung – einen Vortrag über „alternative Polenfreundschaft in der DDR“, der im vorliegenden Band dokumentiert wird: Anhand persönlicher Erinnerungen schildert er die Lernprozesse ostdeutscher Bürgerrechtler in Bezug auf Polen – dass es „keine Freiheit ohne Solidarität“ gebe, man „über die Grenzen des Kompromisses in der Diktatur“ (S. 200) nachdenken müsse und eine demokratische Opposition im autoritären Staat tatsächlich funktioniere. Dass diese Auffassungen auch unter kritischen DDR-Intellektuellen keineswegs mehrheitsfähig waren, zeigt MARION BRANDT in ihrem Text über die Einstellung deutscher Schriftsteller zur „Solidarność“: Fast kein ostdeutscher Autor habe sich mit der Gewerkschaftsbewegung beschäftigt (Ausnahme: Volker Braun); erst gegen Ende der achtziger Jahre begann sich dies zu ändern. Anders verhielt es sich in der Bundesrepublik, nicht wegen ausgebürgerter DDR-Schriftsteller (Biermann, Kunze), sondern auch dank Persönlichkeiten wie Heinrich Böll oder Günter Grass.

KAZIMIERZ WÓYCICKI beschließt den Band mit einem sehr klugen Text über *Freundschaft und Interessen in den deutsch-polnischen Beziehungen nach 1989*: Seine Beobachtungen über Interessenkonvergenzen, aber auch fundamental verschiedene Erinnerungskulturen

und das sich daraus ableitende oft falsche Verständnis des Nachbarn (der vielfach an den eigenen Erfahrungen gemessen wird) sind aufschlussreich und können auch in der Gegenwart dazu beitragen, deutsch-polnische Verwerfungen zu verstehen. Vor allem aber macht Wóycicki noch einmal deutlich, wie wenig man in Deutschland – trotz aller Polenfreunde – eigentlich über Polen weiß, und konstatiert, dass es in Polen eigentlich auch nicht viel bes-

ser um ein realistisches Bild von Deutschland bestellt ist: Diese „Monologe ohne Dialog“ (S. 235) in den historischen Erzählungen vom anderen aufzubrechen, sei eine Herausforderung für beide Gesellschaften wie auch für alle, die sich heute und in Zukunft für das Zusammenwirken beider Länder einsetzen: „Guter Wille allein genügt nicht.“ (S. 239)

Peter Oliver Loew, Darmstadt

**Power and Influence in South-Eastern Europe. 16th – 19th century.** Ed. by Maria Baramova / Plamen Mitev / Ivan Parvev / Vania Racheva. Berlin, Münster, Wien: LIT, 2013. 451 S., Abb., Tab. ISBN: 978-3-643-90331-0.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1030494037/04>

Unter dem Titel *Power and Influence in Southeastern Europe, 16th – 19th Centuries* wurde im Oktober 2010 in Sofia an der Fakultät für Geschichte der dortigen Sv. Kliment-Ohridski-Universität eine internationale Konferenz abgehalten. Drei Jahre später konnten die vier Herausgeber die Frucht ihrer Bemühungen in Form des vorliegenden Sammelbandes der Öffentlichkeit präsentieren. Insgesamt 37 Beiträge, etwa die Hälfte der seinerzeit gehaltenen Vorträge, sind im zu besprechenden Band versammelt, die meisten davon eher kurz – Beiträge von zehn oder elf Seiten sind die Regel. Es war wohl die Absicht der Herausgeber, mittels der Vielzahl an Aufsätzen die Diversifiziertheit der Konferenz widerzuspiegeln. Leider bleibt dabei häufig die analytische Tiefe auf der Strecke; nicht alle Beiträge kommen über eine, wenn auch interessante, deskriptive Betrachtung ihres jeweiligen Gegenstandes hinaus.

Eingeteilt ist der Band in insgesamt sieben Abschnitte. Generell lässt sich konstatieren, dass die meisten Beiträge sich im Rahmen einer osmanisch zentrierten Betrachtung dieser Jahrhunderte bewegen, es sei denn, sie verorten ihr Thema beim Wettstreit der Imperien auf den Balkan bzw. in der Orientkrise.

Lediglich eine Handvoll Beiträge vermeiden es, Südosteuropa zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert weitgehend durch eine ‚osmanische Brille‘ zu betrachten oder den Streit der Imperien in den Vordergrund zu stellen. So wird die Donau von MARIA BARAMOVA in ihrem Beitrag *Did the Danube Exist in Habsburg Power Politics in South-Eastern Europe before 1699?* (S. 25–35) zum geographischen Dreh- und

Angelpunkt erkoren, speziell auch die Mitteldonau. Und in der Tat ist die Frage in ihrer Überschrift reizvoll, denn wann wurde denn die „Donaumonarchie“ im politisch-strategischen Denken tatsächlich zu einer solchen? Baramova zeigt auf, dass die Donau zwar schon zu Zeiten Kaiser Karls V. ihren Platz in den politischen Konzepten und den Planungen von Feldzügen hatte. Aber erst mit der Zurückdrängung der Osmanen nach 1683 und konkret mit dem Frieden von Karlowitz 1699 wird die Donau zum Fokus einer Donaustategie, einer genuinen Donaumachtpolitik, die vor allem die Kontrolle der Mitteldonau zum Ziel hatte (S. 35).

Ein weiterer Beitrag, der nicht der Fokussierung auf das Osmanische Reich erliegt, stammt aus der Feder von ANGELINA VACHEVA und trägt den sperrigen Titel *The Russo-Turkish War from 1768–1774 in Eighteenth-Century Russian Poetry and the Creation of the Mythology of Power in Russia* (S. 319–326). Zwar auf Russland und damit auf ein Imperium zentriert und ziemlich kurz, handelt es sich bei ihrem Aufsatz um eine Form der literarischen Ideologiekritik. Anhand mehrerer Beispiele zeitgenössischer russischer Lyrik stellt sie besonders auf die Darstellung Griechenlands als „the enslaved cradle of European civilization“ (S. 325) ab.

Ebenfalls ein wenig aus dem osmanischen Rahmen fällt der Beitrag von STOICA LASCU, *Balkan Vlachs – Autonomies and Modernity* (S. 191–207). An sich ein reizvolles Thema, nur schafft es Lascu, seine im Titel aufgeführten Schlagworte undefiniert zu lassen, was den Beitrag leider sehr beliebig werden lässt und noch nicht einmal das größte Übel darstellt. Denn der Beitrag strotzt nur so von Versatzstücken jener Meistererzählung über „the tragedy and the greatness of Romanian national history“ (S. 191), mit denen Teile der rumänischen Historiographie seit gut 150 Jahren hausieren gehen. Selbstredend sind die Vlach, sind die Aromunen und die Meglenoromanen „the Southern branch of the Eastern Romanian ethnic group“ (S. 192–193), und ihre Sprachen sind nichts anderes als Dialekte des Rumänischen

(S. 193). Die unter dieser Prämisse gemachten Beobachtungen sind zwar reizvoll, doch fragt man sich bei der Lektüre dennoch, ob bei einer weniger ideologiebelasteten Herangehensweise nicht die eigentlich interessanten Dinge hätten erforscht werden können – wer die Aromunen als eigenständigen Teil der Ostromania begreift, tut sich leichter, ihre sozialen Strukturen wie ihre wirtschaftliche Betätigung zu verstehen.

Der Beitrag von VIOREL PANAITTE hingegen, „... *Our Religion is Granted by Turks ...*“ *Ottoman Sultans and Tributary Voyvodas of Wallachia and Moldavia (Sixteenth – Seventeenth Centuries)* (S. 177–189), kann in seiner thematischen Ausrichtung stellvertretend für diejenigen Aufsätze stehen, die „power“ und „influence“ im Rahmen des osmanischen Staatengefüges betrachten. Panaitte zeigt die großen Linien auf, denen die osmanische Beherrschung der Donaufürstentümer in Bezug auf die Fürsten und ihre Ernennung folgte. Dabei gestaltete sich die osmanische Herrschaftsausübung sehr flexibel – Phasen der Zurückhaltung, in denen der jeweils von den Bojaren bestimmte Fürst bestätigt wurde, wechselten sich mit solchen ab, in denen der Sultan sehr direkt bei der Ernennung der Fürsten eingriff. Panaitte fügt dem Bild eines Reiches, das sein Herrschaftssystem völlig an aktuellen Bedürfnissen ausrichtete, eine weitere Schattierung hinzu.

Wo Panaitte „osmanisch“ ist, ist IVAN PARVEV mit seinem Beitrag namens *Power without Influence, Influence without Power: Habsburg and Russian Influence in the Balkans in the Seventeenth to Nineteenth Centuries as a Comparison* (S. 47–55) „imperienzentriert“. Er ist allerdings auch der einzige, der die auch für seinen Beitrag so wichtigen Begriffe „power“ und „influence“ eingehender untersucht und definiert – „power“ ist mit militärischen Aktionen und politischen Maßnahmen konnotiert, „influence“ hingegen zielt auf wirtschaftliche Abhängigkeiten ebenso ab wie auf Beeinflussung via Kulturpolitik oder systematische ideologische Bearbeitung eines Gegenstandes (S. 48).

Was dem Band insgesamt leider fehlt, wurde bereits angedeutet. Es mangelt augenfällig an einem engeren thematischen oder auch einem theoretischen Rahmen. Jenseits der Zugehörigkeit der Beiträge zur eingangs erwähnten Konferenz und zu einem jeweils der sieben Abschnitte des Sammelbandes findet sich keine weitere werkimmanente Einordnung der Beiträge. Auch innerhalb eines Abschnitts sind sie nicht verschränkt, und ihre Anordnung entspricht nicht derjenigen der Konferenz – die Herausgeber „thought it better to divide contributions according to topic and the logic of their narratives, an approach which would allow the texts to be grouped in a more appropriate manner“ (S. 2). Leider bleibt das Vorwort der Herausgeber die Antwort schuldig, worin nun die „appropriate manner“ besteht, und man fragt sich auch, ob die Anordnung in der Konferenz selber dann *less appropriate* oder gar *inappropriate* war. Zentrale Begriffe wie „power“ oder „influence“ werden, mit der einen Ausnahme Parvev, nicht definiert und changieren daher von Beitrag zu Beitrag in ihrer Semantik. Nicht zuletzt die bei den meisten Beiträgen doch vorhandene Tendenz, bei der machtpolitischen Verortung Südosteuropas die ausgetretenen Pfade nicht zu verlassen, erweckt bei der Lektüre den Eindruck, dass hier letztlich „mehr“ möglich gewesen wäre.

Unterm Strich bietet der vorliegende Band zwar eine anregende Lektüre, da der Mangel an theoretischem Unterbau durch die Vielzahl der angesprochenen Themenfelder, die – in sich zumeist gut strukturierten – informativen, wenn auch oftmals recht deskriptiven Beiträge und ein sorgsames Lektorat der Herausgeber ausgeglichen wird. Die Kürze der meisten Beiträge wirkt dennoch störend, und mit Sicherheit wäre es gewinnbringend gewesen, Macht und Einfluss in Südosteuropa auch jenseits der bekannten Hintergrundfolie des Osmanischen Reiches zu betrachten.

Peter Mario Kreuter, Regensburg

**Lodz im Zweiten Weltkrieg. Deutsche Selbstzeugnisse über Alltag, Lebenswelten und NS-Germanisierungspolitik in einer multiethnischen Stadt.** Hrsg. von Hans-Jürgen Bömelburg / Marlene Klatt. Osnabrück: fibre, 2015. 320 S. = Polono-Germanica, 9. ISBN: 978-3-944870-00-7.

Professor Hans-Jürgen Bömelburg is an expert in the German-Polish relations in modern history. He

is also a former employee of the German Historical Institute in Warsaw (Poland) and has some experience in the studies on the Second World War. Dr. Marlene Klatt in her research focuses on overall German-Polish interactions. She is a member of the Historical Commission for the History of Germans in Poland. Furthermore, Marlene Klatt is involved in political activity in Germany since the 80's.

It has to be stressed that the interest of German academics in the history of Poland, or speaking more

precisely in the history of Polish territories during the Second World War from the perspective of daily life, is rather diminishing. The overall holocaust studies take the upper hand (for example, the works of Dieter Pohl). There is also a trend to a biographical approach to the major figures in German decision-making processes in the General Government or in the annexed Polish territories (Dieter Schenk). That is why the reviewed book deserves attention.

In their introduction the authors discuss the state of research, pointing out that the contemporary German historical perception of the years 1939–1945 in Lodz is to some extent still influenced by the post-war narrative of *Landsmannschaften*. Nevertheless there is also “noise” corroborated in the output of the leading Polish pre-1990 researchers as Mirosław Cygański. In the context of anti-FRG propaganda in communist Poland those historians sometimes instrumentalized or even manipulated historical facts. Moreover the authors also perceive in a critical way some recognized post-1990 researchers in Germany, complaining about their reluctance to take advantage of Polish publications. Bömelburg and Klatt are also suggesting a lack of studies on the Polish side nowadays. They attempt to explain it with insufficient linguistic competence among Polish scholars that prevents them from analyzing German documents.

The book is composed of 11 chapters and an extensive introduction. In chapter I Bömelburg and Klatt placed ego-documents from the prewar time that are referring to the German perception of Lodz. Subsequent chapters refer to the following chronological stages, respectively to various dimensions of the occupation. Chapter II covers the capture of Lodz by the German forces in September 1939 going along with the execution of the representatives of the Polish or Jewish elites of the city. One can point out that the authors should have referred to Jochen Böhrer's *Auftakt zum Vernichtungskrieg* when describing and explaining the behavior of the German soldiers during the campaign of 1939. The lack of this milestone work in the introduction or especially in the extended footnote 4 on page 68–69 (document No 6) is rather peculiar. A short chapter III delivers a sketch of the impressions of the city by Germans, predominantly at the beginning of the war. Chapters IV, V, VII and to some extent VIII multiply discuss the measures launched by the officials and ordinary Germans against Poles and Jews. Among those acts of terror we can find: betraying former enemies to the police authorities, physical and psychological harassment, blackmailing, financial abuses or seizure of Polish and Jewish property.

Two chapters seem to be crucial for the entire story that is told in the book. One (chapter VI) confronts an immense problem of influx of the German settlers from Baltic states, eastern Poland, Romania or Russia (Baltendeutsche, Wollhyniendeutsche, Besarabiendeutsche). This new (after 19th century) colonization was, however, preceded by mass expropriation and subsequent deportation of Poles and ghettoization along with deportation and extermination of the Jews. The second essential chapter (VII) includes German comments on the Jews and the Ghetto. Authors reminding us that the city was even called “Lagerstadt”, because of the congestion of various types of concentration camps for Poles, Jews, but also resettled Germans. Nonetheless, exactly those vital processes that at least partly make up the subject of chapters VI and VII (resettlements, mass killings, deportations to the General Government or to force labor in Reich) are neglected in this collection of the sources. As the matter of fact, the authors admit this deficiency in introduction (page 43). It is however astonishing that the issues of Ghetto – especially starvation, smuggling, work and shootings, finally deportations of Jews – are almost entirely ignored. Though the authors explain this by lack of ego-documents, they even do not mention in the introduction or later for example the famous Josef Zelkowitz's *In those terrible days. Writings from the Lodz Ghetto* (ed. Michal Unger, Yad Vashem, Jerusalem 2002).

The remaining chapters are devoted to the Deutsche Volksliste (DVL) with its consequences in the ethnic structure of the Lodz communities (chapter IX) and to overall interactions between various categories of citizens – Reichsdeutsche, Volksdeutsche, Settlers, Poles (chapter X). The last chapter presents the atmosphere among the German population in the eve of breakdown of the Third Reich and oncoming of the Red Army.

The documents originate from several archives in Poland and Germany. Perhaps the most remarkable trait of this work is not the historical essence itself, but the unique nature of the documents that were explored and selectively presented. Each edited ego-document was produced before the spring of 1945. Probably that is why authors resigned on documents stored in the German Federal Archive's branch in Bayreuth, Bayern (Lastenausgleichsarchiv) with its impressive collection of German testimonies from the annexed territories (so called Ostdokumentation), that were, however, collected usually a couple of years after the end of the war. Bömelburg and Klatt do not refer to this archive at all.

Nevertheless as the book is based entirely on a very specific category of sources one can complain about insufficient explanation of the ego-documents characteristic. After providing readers with short definition and enumerating individual types of ego-sources, authors of the book are ensuring that at least in the western methodology those documents are intensively discussed and attract attention of research since long ago. However one has to distinguish between ego-documents produced from the position of institution and the ego-documents written for entirely private purposes. As a matter of fact, every document with a personal signature or prepared by a single person (which is a very common situation) can be defined as ego-document. Many of the quoted documents are in fact quasi-official. For example the reports of an EWZ employee (No 11), or several reports of VoMi officials in chapter VI. The “Ego” requires more exact clarification. There is also a kind of paradox concerning the internal specification of the ego-documents. The authors claim that among the presented documents, there are missing in particular such types as diaries and private correspondence. Whereas due to the definition (theory) given on page 44, those types are among the most precious, making up the core of ego-documents at all (compare also: (<http://www.egodocument.net/egodocument/>)).

Some doubts emerge concerning the construction of the work. The content of individual chapters is not always coherent with their titles. It seems that some vital aspects of daily life are missing – for instance food supply, cultural life or the activity of the Polish underground with its consequences. Chapters IX and X are referring to quite similar problems and should have been either arranged according to another, more sophisticated rules or integrated together into one substantial chapter about the implications of DVL. It is also disputable whether the sources covered by chapter VIII are really referring to the “violent transformation of the city” as the grandiloquent title is pretending, or perhaps are they simply showing the seizure of property and financial extortion. The problem of *Raumplanung* (*Raumordnung*), for instance, is almost completely omitted in the work. One can express same concern about chapter IX, where there is little to learn about “multinational” relations. The mentioned chapter focuses rather on mutual, “bilateral” German-Polish contacts. The Jews are not involved. Chapter IV in turn seems to be too heterogeneous and ambiguous.

It is sometimes hard to conceive any significant or direct connection between career on the one hand and revenge and retribution on the other. Certainly one can always attempt to combine various remote concepts within a chapter, but it should be explained in the introduction.

Now coming to the level of edited documents, one has to admit that there are many really interesting and sometimes even stunning pieces. We find, for example, the impressions of Gauleiter Greiser’s daughter about the city; standard stories involved *Rassenschande* or quite usual crime stories. Special attention should be given to documents showing various clashes and frictions between *Reichsdeutsche*, *Volksdeutsche* and the settlers from Eastern Europe. Worth of mentioning is, for instance, an astonishing letter of a German woman who gave her Polish husband out to the German police authorities for clandestine listening a foreign radio station (No 102). This resembles the famous case of Pavlik Morozov in the USSR. Another fascinating category of accounts are the requests for obtaining the status of Polish nationals submitted by Germans or half Germans who refused to enter the DVL-procedure (No 118).

Lodz was the biggest concentration of Germans in the annexed Polish territories and in the entire Eastern Europe during the war. It was also at the beginning of the occupation, before the mass deportations started, the sixth biggest city of the Third Reich. Authors point out that Lodz-Germans left much more informative traces in the form of ego-documents, post-war testimonies and memoirs than their counterparts in other German minority areas eastward from Oder river – in Warsaw, Katowice or Poznan (actually also Bielsko/Silesia was regarded a center of German minority in the pre-war period). The authors convincingly managed to prove that Lodz makes up for a fascinating, though horrifying, episode of the Second World War. For that reason the publication of new sources is not only justified but also necessary in order to deliver ‘fuel’ to broader circles of researchers, inspire and encourage them to tackle the question and set up new projects. Book makes significant contribution to such areas of studies on the Second World War as: occupation, colonization, daily life, annexed territories of Poland, German-Polish relations, or “German-German relations”, and, last but not least, the history of Lodz.

*Miroslaw Sikora, Katowice*

**SVAG i formirovanie partijno-političeskoj sistemy v Sovetskoj zone okkupacii Germanii 1945–1949. Sbornik dokumentov v dvuch tomach.** Hrsg. von V. V. Zacharov / N. Katcer / M. Uĭ. Moskva: Rosspeń, 2014. T. 1: 1207 S., Tab.; T. 2: 1150 S., Tab. = Sovetskaja voennaja administracija v Germanii, 1945–1949. ISBN: 978-5-8243-1907-1.

Die vom Deutschen Historischen Institut Moskau zusammen mit dem Kulturministerium der Russländischen Föderation, der Föderalen Archivagentur und dem Staatsarchiv der Russländischen Föderation (GARF) herausgegebene Dokumentation über die zentrale wie regionale Tätigkeit der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) bis zur Gründung der DDR beruht auf – detailliert aufgelisteten – freigegebenen Teilbeständen vor allem des GARF, daneben des Russländischen Staatsarchivs für sozial-politische Geschichte (RGASPI). Die beiden Bände, deren SMAD-Dokumente vor allem interne Arbeits- und Lageberichte sowie Weisungen an deutsche Stellen, dazu Personenbeurteilungen umfassen, ergänzen die bisher auf russisch oder deutsch erschienenen Publikationen von SMAD-Akten: die aus einem Projekt der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen hervorgegangenen Bände (N. V. PETROV [Hrsg.]: *Sovetskaja voennaja administracija 1945–1949. SVAG i nemeckie organy samoupravljenija 1945–1949. Sbornik dokumentov.* Moskva 2006; N. V. PETROV [Hrsg.]: *Sovetskaja voennaja administracija 1945–1949. Politika SVGA v oblasti kul'tury, nauki i obrazovanija 1945–1949.* Moskva 2006; JA. FOJTCIK / T. V. CAREVSKAJA-DJAKINA / A. V. DORONIN [Hrsg.]: *Sovetskaja voennaja administracija 1945–1949. Spravočnik.* Moskva 2009; JAN FOITZIK [Hrsg.]: *Sowjetische Interessenpolitik in Deutschland 1944–1954. Dokumente.* München 2012) und eine Veröffentlichung des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung e.V. in Dresden (GERHARD WETTIG [Hrsg.]: *Der Tjul'panov-Bericht. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.* Göttingen 2012).

Die SMAD hatte den ausdrücklichen Auftrag, die Bevölkerung für die Ziele der UdSSR und die dazu eingeleiteten Maßnahmen zu gewinnen. Welcher Art diese Bemühungen waren, geht vor allem aus den Berichten der regionalen Organe an die am 23. Oktober 1945 eingerichtete und am 2. November mit detaillierten Weisungen versehene Verwaltung für Propaganda von Oberst Tjul'panov hervor, die für

Agitation, Medien, Zensur und Kultur sowie weitere politikrelevante Angelegenheiten, namentlich den Aufbau, die Lenkung und die Kontrolle der Parteien zuständig war. Dabei differenzierte sie zwischen den Kommunisten, die aufgrund der ihnen zugewiesenen Führungsfunktion alle öffentlichen Äußerungen vorab genehmigen lassen mussten, und den anderen Akteuren, die nur für ihre Beschlusstexte der vorherigen Zustimmung bedurften, weil ihre Stellungnahmen – anders als die der KPD/SED – keine Leitfunktion hatten. Der exklusive Quellenwert der vorliegenden Dokumentation liegt darin, dass die abgedruckten Unterlagen das auf fundamentale Systemveränderung abzielende Vorgehen der SMAD in allen Einzelheiten vor Ort zeigen, das in den anderswo publizierten Berichten an den Kreml nur summarisch behandelt wird. Insofern handelt es sich um eine einzigartige, durch nichts zu ersetzende Edition.

In Einleitungen legen V. V. ZACHAROV (russisch) sowie NIKOLAUS KATZER und MATTHIAS UHL (auf russisch und deutsch) dar, dass die UdSSR aufgrund ihrer zunächst alleinigen Präsenz in der deutschen Hauptstadt Berlin Maßnahmen mit dem Ziel traf, bestimmenden Einfluss auf das ganze Land, also auch auf die Zonen der anderen Besatzungsmächte, auszuüben. Sie etablierte neue Partei- und Verwaltungsstrukturen und besetzte sie mit KPD-Kadern, die in Moskau sozialisiert und geschult worden waren. Diese hatten die ihnen übertragenen Positionen dazu zu benutzen, den Willen der sowjetischen Seite in Beschlüsse der jeweiligen Gremien der deutschen „Selbstverwaltung“ zu transformieren. Gewährleistet werden sollte dies zum einen durch die „führende Rolle“ der kommunistischen Partei und zum anderen durch die den Parteien auferlegte Verpflichtung zu einheitlichen Voten, die keine Entscheidung ohne die KPD zuließ. Wenn der Kreml eine Maßnahme ins Auge gefasst hatte, unterrichteten seine Behörden zuerst die kommunistischen Mitglieder des zuständigen Gremiums darüber, was zu beschließen sei; diese unterbreiteten dann den Vertretern der anderen Parteien den entsprechenden Vorschlag und bestanden darauf, dass nichts anderes für sie in Betracht komme. Äußerstenfalls erklärten sie, die Besatzungsmacht stehe dahinter und könnte ein Nein mit Konsequenzen beantworten. Als die Führungsrolle der KPD zunehmend in Frage stand, weil die SPD entgegen Moskauer Erwartung auf weit größere Zustimmung stieß, wurde gemäß Tjul'panovs Ersuchen bei Stalin die Gefahr durch die Zwangsfusion zur kommunistisch dominierten SED ausgeschaltet.

Den einleitenden knappen Ausführungen der Herausgeber und den ausgewählten Dokumenten ist

die sowjetische Absicht zu entnehmen, durch die in Berlin eingeleiteten Maßnahmen die Entwicklung in ganz Deutschland zu bestimmen. Auch wird der Import der ersten KPD-Kader aus dem Moskauer Exil durch Listen belegt, doch bleibt die Schlussfolgerung, dass die unter ihrer Anleitung von den Organen der deutschen „Selbstverwaltung“ gefassten Beschlüsse im Kreml formuliert wurden, dem Leser überlassen. Es ist lediglich davon die Rede, dass die ostdeutschen Entscheidung der Zustimmung der Besatzungsmacht bedurften, was nach der bedingungslosen Kapitulation und der Übernahme der „obersten Gewalt“ durch die Sieger ohnehin selbstverständlich war. Damit bleibt unausgesprochen, dass es in der Sowjetzone von vornherein ein Okkupationsregime besonderer Art gab mit der Konsequenz, dass dort völlig andere, nicht von der Bevölkerungsmehrheit bejahte politische Verhältnisse entstanden. Anders als Katzer und Uhl erklären, gab es dort nie einen „Raum für demokratische und reformatorische Ansätze“. Sie widersprechen selbst der dem Leser vermittelten Vorstellung, dass dies zunächst der Fall gewesen und nur durch spätere Entwicklungen verhindert worden sei, denn sie lassen keinen Zweifel daran, dass die Vorstellungen von Demokratie im Westen und in der UdSSR total gegensätzlich waren. Wenn die sowjetische Seite vom Erfordernis der „demokratischen“ Neuordnung in Deutschland sprach, meinte sie natürlich nicht das totale Gegenteil dessen, was sie sonst darunter verstand, und die genauere Analyse der eingeleiteten Maßnahmen zeigt, dass die kommunistische Parteidiktatur von Anfang an als Endstadium anvisiert worden war. Gemäß der von Stalin als nötig bezeichneten „Mimikry“ (Stalin im Gespräch mit der SED-Führung, 18.12.1948, in: JOCHEN P. LAUFER / GEORGIJ P. KYNIN [Hrsg.]: *Die UdSSR und die deutsche Frage 1941–1949. Dokumente aus russischen Archiven*. Bd. 4. Berlin 2012, S. 209–231, hier S. 213–214, 218–219) wurde der Demokratiebegriff bewusst zur Täuschung der Bevölkerung und des Westens verwendet.

Zacharov glaubt, die UdSSR habe zu Anfang, als sie mit den Westmächten noch nicht gebrochen hatte und auf ein auskömmliches Verhältnis vor allem zu den USA Wert legte, eine „Finnlandisierung“ Deutschlands beabsichtigt. Das erkennt die Verschiedenheit der Situation und der damit verbundenen sowjetischen Handlungsmöglichkeiten. In Finnland war im Spätherbst 1939 der Versuch gescheitert, eine aus Kadern der Moskauer Exil-KP bestehende Sowjetregierung zu etablieren. Die Rote Armee traf auf erbitterten Widerstand, der sie erst nach

langem Winterkrieg die Oberhand gewinnen ließ. Da weiterhin heftige Kämpfe zu erwarten waren und überdies eine britische Intervention drohte, war Stalin zu einem Friedensschluss bereit, der den Finnen zwar große Opfer abverlangte, ihnen aber Besetzung und Einbeziehung in die UdSSR ersparte. Im Frühjahr 1944 gab es einen Waffenstillstand zu eben solchen Konditionen, denn es ging dem Kreml darum, die Truppen für den Vorstoß nach Berlin freizubekommen und Schwierigkeiten im Verhältnis zu London zu vermeiden. Daher waren die Finnen stets Herren auf dem ihnen verbliebenen Territorium, hatten keine kommunistischen Statthalter aus Moskau und nur eine sowjetisch dominierte Kontrollkommission ohne Truppen im Lande und behielten ihr demokratisches System. Ganz anders war die Lage in Deutschland, das sich den Siegern bedingungslos ergeben hatte, von diesen vollständig besetzt worden war und nach übereinstimmender Ansicht einer grundlegenden Veränderung im Innern unterworfen werden sollte, damit das verbrecherische NS-Regime mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde. Damit boten sich Stalin optimale Möglichkeiten und Begründungen für eine „demokratische“ Systemtransformation in seinem Sinne. Zugleich war sein Interesse an Deutschland ungleich größer. Dieses lag – anders als Finnland – nicht am Rand, sondern in der Mitte Europas, hatte mithin entscheidende geostrategische Bedeutung und war auch aufgrund seines Potenzials viel wichtiger.

Die thematische Ausrichtung der Dokumentation auf die innenpolitischen Verhältnisse, vor allem das Parteiensystem, in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) hat zur Folge, dass weiterreichende Vorgänge, etwa der sich entwickelnde Ost-West-Konflikt oder auch die Interaktion zwischen Ost-Berlin (SMAD und SED-Führung) und Moskau (einschließlich Stalins als höchster „Instancija“) unbeachtet blieben. Folglich wird das – keineswegs voll mit dem größeren Kontext übereinstimmende – Innengeschehen der Gliederung in Zeitabschnitte zugrunde gelegt. Als entscheidende Zäsur, die vom anfänglichen Bemühen um eine zumindest formelle Vier-Mächte-Kooperation zum offenen Bruch zwischen der UdSSR und dem Westen führte, gilt daher die Jahreswende 1946/47, als sich der Kurs in der SBZ angesichts der Bildung der amerikanisch-britischen Bizone verschärfte. Es stellt sich aber die Frage, ob der Rubikon der Rücksichtnahme auf die westlichen Okkupationspartner nicht schon Ende April 1946 mit der Zwangsvereinigung zur SED überschritten war. Zudem erklärte der Kreml schon seit den Ausführungen Molotows auf der Pariser Vier-Mächte-Kon-

ferenz Mitte 1946, die Westmächte seien aufgrund des Potsdamer Abkommens vom Sommer 1945 in ihren Zonen zur gleichen Besatzungspolitik verpflichtet wie in der SBZ. Wenn sie dem Ansinnen nicht folgten, waren sie demnach unausgesprochen vertragsbrüchig. Ungeachtet solcher Konflikte, kam es zum offenen Bruch erst, als, was ebenfalls unerwähnt bleibt, Stalin im Juni 1947 auf das US-Angebot der Marshall-Plan-Hilfe an die europäischen Länder (auch die UdSSR) mit heftiger Feindseligkeit reagierte.

Aus der Entscheidung der Herausgeber, den Blick ausschließlich auf das Innenleben der SBZ zu richten, ergeben sich weitere Einschränkungen, die bei der Lektüre zu berücksichtigen sind. Zwar ist in den Dokumenten über die ersten Maßnahmen im eroberten Berlin zu Recht vom sowjetischen Bemühen die Rede, die Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versorgen, doch fehlt die Information, dass deswegen weite Gebiete der Hungersnot ausgeliefert wurden. Aus der Sicht des Kremls war es nötig, am politischen Zentrum günstige Handlungsbedingungen zu haben; die anderen Regionen schienen unwichtig. Außer Betracht bleibt weiter, dass Stalin noch auf der Konferenz von Jalta im Februar 1945 von den Briten und Amerikanern konkrete Schritte zur Zerstückelung Deutschlands forderte und von diesem

Verlangen erst Ende März abrückte, als die Eroberung Berlins durch seine Truppen sicher war. Daher erscheint die UdSSR zu Unrecht als die Macht, die sich stets gegen alle Widerstände für die deutsche Einheit eingesetzt hat. Weithin fehlen Hinweise auf das Geschehen im politischen Umfeld, das die Entwicklungen in der SBZ stark bestimmte: etwa die Orientierungsgespräche bei Stalin (Juni 1945, Januar 1947, März und Dezember 1948) oder die hoffnungsvoll eingeleitete, dann aber gescheiterte Blockade West-Berlins 1948/49. Auch die Tätigkeit der Organe des sowjetisch organisierten und gesteuerten 2. Volkskongresses hätte Beachtung verdient: Sie führte zur Proklamation der DDR und diente der Rechtfertigung ihres gesamtdeutschen Anspruchs.

Insgesamt leistet die Dokumentation einen substanziellen, durch andere Quellenwerke nicht ersetzbaren Beitrag zur Erforschung der sowjetischen Besatzungspolitik in der SBZ. Die Fokussierung auf die intrazonalen Aspekte ist dabei von Vorteil, denn sie ermöglicht einen genauen Einblick in das konkrete Vorgehen vor Ort, aber auch von Nachteil, denn daraus allein ergibt sich kein vollständiges Bild. Dieses kommt nur dann zustande, wenn man die anderswo verfügbare Evidenz hinzunimmt.

*Gerhard Wettig, Kommen*

**SLAVA GEROVITCH: Voices of the Soviet Space Program. Cosmonauts, Soldiers, and Engineers who took the USSR into Space. New York: Palgrave Macmillan, 2014. XIV, 305 S., zahlr. Abb. = Palgrave Studies in the History of Science and Technology. ISBN: 978-1-137-48178-8.**

Slava Gerovitch ist einer der wenigen Wissenschaftshistoriker, der in der Nachfolge von Loren R. Graham am Massachusetts Institute of Technology im Bereich der sowjetischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung in den letzten Jahren Pionierarbeit leistete, indem er innovative Forschungsfragen und akribische Recherche mit neueren kulturwissenschaftlich und wissenschaftstheoretisch inspirierten Ansätzen verbunden hat. Grundlegend war seine 2002 in Cambridge, MA, erschienene Studie zur sowjetischen Kybernetik *From Nenspeak to Cyberspeak. A History of Soviet Cybernetics*, die die Genese dieses damals neuen interdisziplinären Wissenschaftszweiges in einem breiten kulturpolitischen Kontext der post-stalinistischen Sowjetunion verortete. In den letzten mehr als zehn Jahren hat Gerovitch sich intensiv mit der sowjetischen Raumfahrt befasst, wobei er neben Asif

Siddiqi wesentlich dazu beigetragen hat, Licht in das von Mythen und Legenden, Geheimhaltung und Heldenkult ummantelte sowjetische Weltraumprogramm zu bringen. Hierzu hat er eine Reihe von wegweisenden Studien vorgelegt, die sich der Rolle der am Raumfahrtprogramm beteiligten militärischen, politischen und wissenschaftlichen Akteure und Institutionen, dem Verhältnis von Mensch und Maschine, von Automatisierung, Steuerungssystemen und menschlicher Eigenverantwortung, Innovation und Sicherheit in der Raumfahrt, aber auch den offiziellen Propagandalügen und inoffiziellen Gerüchten, gestörten Kommunikationswegen und internen Konkurrenzen zwischen Politikern, Wissenschaftlern, Militärs, Geheimdienstlern, Ingenieuren und Kosmonauten widmen. Sie sind in überarbeiteter Form in dem 2015 in Pittsburgh publizierten Band *Soviet Space Mythologies. Public Images, Private Memories, and the Making of a Cultural Identity* erschienen.

Der vorliegende Band stellt einen weiteren Aspekt von Gerovitchs Arbeiten in diesem Bereich dar – und zwar eine Zusammenstellung von insgesamt 13 Interviews, die er mit am sowjetischen Weltraum-

programm beteiligten Zeitzeugen in Russland und den USA zwischen 2002 und 2011 persönlich, am Telefon oder via E-Mail geführt hat. Sie sind in drei Abschnitte eingeteilt. Der erste Teil stellt zwei aus dem Militärapparat kommende „Soldaten“ (so die Titelüberschrift des Abschnitts) vor, den in leitender Funktion nach dem Krieg an der Demontage deutscher Raketentechnologie beteiligten Offizier Abram Krajzman sowie den Bauingenieur Sergej Safo, der den absoluten Geheimhaltung unterliegenden Bau der ersten Weltraumbahnhöfe in Bajkonur und Krasnojarsk leitete. Im zweiten Teil des Buches kommen dann sechs „Ingenieure“ zu Wort: Der Motorenkonstrukteur Anatolij Daron, der unmittelbar an der Weiterentwicklung deutscher Raketentriebwerke mitarbeitete; Sergej Chruščev, prominenter Exilant und Sohn des Parteisekretärs Nikita Chruščev, der seinerzeit als Planer von Kontrollsystemen in einem der zuständigen Ingenieurbüros wirkte; Georgij Priss, einer der führenden Entwickler von Steuerungssystemen in den Weltraumraketen; der Radiotechniker Feliks Meščanskij, der mit der Entwicklung der Kommunikationssysteme zwischen Raumschiff und Erde befasst war; Jurij Tjapčenko, der als Elektroingenieur am Design der Steuerungsgeräte im Raumschiff mitwirkte; sowie der Computerkonstrukteur Viktor Pržjalkovskij, der sich mit der Automatisierung des Raumschiffs und mit Bordcomputern beschäftigte. Der dritte Buchabschnitt ist schließlich den „Kosmonauten“ selber gewidmet, von denen allerdings lediglich der erste Interviewpartner – Vladimir Šatalov – als „Kosmonaut Nr. 13“ 1969 und 1971 insgesamt drei Mal bei Sojus-Missionen im Weltraum gewesen ist. Bei den übrigen handelt es sich um drei Reserve-Kosmonauten – Michail Burdaev, Ordinard Kolomijcev und Valentina Ponomareva –, die nie zum Einsatz kamen, sowie die für die psychologische Betreuung der Kosmonauten zuständig gewesene Psychiaterin Ada Ordjanskaja.

Diese auch von der Länge her sehr unterschiedlichen Interviews (das kürzeste umfasst gerade mal drei, das längste mehr als 30 Buchseiten) vermitteln ein äußerst aufschlussreiches Bild von den Problemen und Konflikten hinter der schönen Fassade, bzw. – in den Worten von Slava Gerovitch – „they present the human face of the Soviet space program – not the glossy smile of well-groomed cosmonaut heroes, but the deep wrinkles on the sunburned face of the military, the gray hair of engineers burdened with anxiety over a failed launch, and the tired, but hopeful smile of a cosmonaut trainee after another day of exhausting tests, waiting patiently for a mis-

sion assignment that may or may not happen.“ (S. 15) Dabei sind sie wissenschafts- und kulturgeschichtlich vor allem auf zwei Ebenen von größerem Interesse.

Zum einen geben sie Auskunft über ein wissenschaftlich-militärisches Gebiet, wo immer noch ein Großteil der Archive für die Forschung verschlossen ist, so dass Erinnerungen oder eben solche *Oral Histories* in vielen Fällen die einzige zugängliche Quelle bleiben. Dies betrifft vor allem die Frage nach den intrinsischen Gründen und wissenschaftlich-organisatorischen Grundlagen für die frühen Erfolge des sowjetischen Raumfahrtprogramms Ende der 1950er Jahre sowie für dessen Stagnation seit spätestens Mitte der 1960er Jahre und das „Scheitern“ beim Wettlauf zum Mond gegenüber dem US-amerikanischen Konkurrenten. Zum anderen aber eröffnen die Gespräche einen einzigartigen Einblick in die wissenschaftliche Community des sowjetischen Weltraumprogramms, in deren Alltagspraktiken und Gruppenidentitäten, Legitimationsnarrative und Distinktionsgesten unter den Bedingungen massiver staatlicher Kontrolle und Regulierung, konnte doch ein Großteil der beteiligten Wissenschaftler und Militärs niemals in der Öffentlichkeit auftreten, während die Kosmonauten und offizielle Repräsentanten sich an extrem normierte und kodierte Sprachregelungen zu halten hatten. Die Interviews offenbaren aber auch, wie sich in den nichtöffentlichen Diskursen und im professionellen Habitus ein elitäres Selbstverständnis formierte, das nicht nur in der älteren Generation noch massiv vom Berufsethos der späten Stalinzeit, patriarchalen Geschlechtervorstellungen und einem deutlich erkennbaren Antisemitismus geprägt war.

Slava Gerovitch hebt in seiner klugen Einführung zu den Interviews einige theoretische Implikationen solch einer *Oral History* hervor, die vielschichtige Perspektiven individueller Erinnerungspraktiken sichtbar mache im Unterschied zu den häufig auf das kollektive nationale Gedächtnis fokussierten *Memory Studies*. Biographische, professionelle oder ideologische Dispositive prägten diese Erzählungen genauso wie bspw. nostalgische Verklärungen der sowjetischen Vergangenheit. Allerdings merkt man den Gesprächen an, dass sie nicht so sehr in Hinsicht auf das individuelle Akteursverständnis hin geführt worden sind, sondern im Zuge von Gerovitchs wissenschaftshistorischen Studien, so dass die meisten Fragen auf wissenschaftliche, technische, organisatorische, alltagspraktische und personelle Hintergründe, Zusammenhänge und Fakten zielen, er also die gängigen Methoden der Oral History gerade nicht zur

Anwendung bringt, sondern mit seinen Fragen schon Richtung und Horizont der Antworten präformiert. Assoziative Freiräume eröffnen sich nur gelegentlich, und das ganze kulturelle Imaginäre der Raumfahrt (seien es philosophische Spekulationen, *Science Fiction* oder sowjetische Alltagskultur) bleibt weitgehend ausgespart.

Dessen ungeachtet macht der Band dank der Einführung, den Kurzzusammenfassungen und biographischen Skizzen vor jedem Interview sowie einem detaillierten Anmerkungsapparat, einem Index und einer konzisen Auswahlbibliographie (die jedoch lediglich russisch- und englischsprachige Titel enthält) den Inhalt der Gespräche auch für interessierte Lai-

en gut nachvollziehbar und eröffnet zugleich einen breiten Fragehorizont, in dem diese situiert werden können. Für Raumfahrtexperten bieten die Gespräche – nicht zuletzt aufgrund von Gerovitchs eigenen Publikationen – vielleicht inhaltlich kaum Neues, sie lassen aber erstmals im Englischen die Experten auch aus der zweiten Reihe zu Wort kommen und verweisen damit nachdrücklich darauf, dass eine *Oral History* des sowjetischen Raumfahrtprogramms noch aussteht und geleistet werden sollte, solange die beteiligten Zeitzeugen noch in der Lage sind, ihre „Stimmen“ erheben zu können.

Matthias Schwartz, Berlin

**STEPHEN LOVELL: *Russia in the Microphone Age. A History of Soviet Radio, 1919–1970*. Oxford: Oxford University Press, 2015. 237 S., 11 Abb. = Oxford Studies in Modern European History. ISBN: 978-0-19-872526-8.**

Stephen Lovell hat die erste zeitlich übergreifende Geschichte des sowjetischen Radios in englischer Sprache verfasst. Sie verspricht zudem dem Leser, auch die erste umfassende Darstellung zu diesem Thema zu sein. Im Gegensatz zu der schon existierenden, meist russischsprachigen Literatur nimmt sich der Autor vor, neben den institutionellen und technologischen Aspekten auch auf Programminhalte, die Rezeptionsgeschichte und die gesellschaftlichen Auswirkungen des Rundfunks einzugehen. Die zeitlichen Eckdaten von der Russischen Revolution bis in die siebziger Jahre sind mit der These verbunden, dass während dieser Periode sich die Sowjetunion in einem so genannten „microphone age“ befand, wo dem Radio eine besondere Rolle bei der Schaffung eines sowjetischen Zusammengehörigkeitsgefühls zugeschrieben werden kann (S. 212). Eine zweite, daran anknüpfende These ist die enge Verflechtung zwischen der Rundfunkgeschichte und der allgemeinen sowjetischen Geschichte, denn für beide gilt diese Zeitspanne als eine Entwicklung hin zur Maturität.

Dem Autor ist es hervorragend gelungen, sein Versprechen einzuhalten, die sowjetische Radiogeschichte aus mehreren Perspektiven zu beleuchten. Die chronologisch aufgebaute Studie wechselt mehrmals den Fokus zwischen den institutionellen und den technischen Veränderungen, den Arbeitsbedingungen der Angestellten und den Reaktionen der Hörer. Die Anfangsjahre zeugen von einer langsamen Verbreitung der Radiotechnologie und von ei-

nem Kommunikationsmedium im raschen Wandel. Größte Herausforderung in dieser Hinsicht war der Aufbau einer landesweiten Infrastruktur, die dem Radio den Charakter eines Massenmediums geben sollte; ein Ziel, das durch die Errichtung eines weitgespannten Netzes von Radiokabeln partiell erreicht wurde. Diese besondere technische Lösung machte das Radiohören vor allem für die Bewohner auf dem Lande zu einer kollektiven Erfahrung, da es sie zwang, sich um einen der Anschlusspunkte zu versammeln. Im Unterschied dazu hatten Stadtbewohner vermehrt Zugang zu einem kabellosen Radio, was von einer anhaltenden Stratifizierung der stalinistischen Gesellschaft zeugt. Neben der lückenhaften Infrastruktur zerrte eine rudimentäre technische Ausstattung der Studios und eine mangelnde Ausbildung der Redakteure an der Qualität der Sendungen.

Das Kapitel über die Radioerfahrung im Zweiten Weltkrieg bildet den Übergang zwischen diesen Aufbaujahren und den späteren „goldenen Jahrzehnten“ des sowjetischen Radios. Einerseits etablierten die Machthaber im Krieg eine strikte Kontrolle über den einzigen Sender, andererseits eröffneten Kriegsnot und unmittelbare Kriegsberichterstattung einige Freiräume für die Radiojournalisten. Es war das erste Mal seit den frühen zwanziger Jahren, dass die Reporter es wagten, mit neuen Sendeformaten zu experimentieren und die standardisierten Formen des öffentlichen Redens mit mehr umgangssprachlichen Wendungen zu durchmischen, um eine „authentischere“ Berichterstattung zu ermöglichen. Diese Erfahrung aus dem Krieg sollte sich als wegweisend für die weitere Entwicklung des Mediums erweisen. Schon im Spätstalinismus und endgültig während der Entstalinisierung erweiterte sich die Bandbreite der Sendeformate und der Übertragungen erheblich. Von nun

an bedienten Radioprogramme unterschiedliche Geschmäcker und Interessen innerhalb der sowjetischen Gesellschaft, so dass das Radio zu einem integrativen Teil des „entwickelten Sozialismus“ wurde. Eine technische Neuerung, von der die Radiojournalisten auch zum ersten Mal in den letzten Kriegsjahren profitieren, nämlich die ersten aus Deutschland konfiszierten Tonbandgeräte, erleichterten zunehmend die Vorbereitung der Sendungen.

Neben den multiplen Blickwinkeln ist das breite Quellenrepertoire ein weiterer großer Verdienst des Buches. Lovell hat eine beeindruckende Zahl von Quellen zusammengetragen, darunter offizielle Dokumente, Manuskripte und Aufzeichnungen von Radiosendungen, Hörerbriefe, soziologische Umfragen und Memoiren. Dabei hat er sich nicht nur auf die beiden Metropolen Moskau und Leningrad konzentriert, sondern auch das Lokalarchiv in Gorkij (Nižnij Novgorod) durchforstet. Ganz offen weist er auch auf besondere Praktiken des sowjetischen Archivierens hin, die die Gestaltung seiner Studie mitbestimmen. So fällt etwa nicht nur die Dichte des Materials für die Zeit vor dem Krieg deutlich geringer aus als danach, sondern ganze Tonbänder wurden zusammen mit ihren Sprechern herausgesäubert. Umgekehrt profitierte Lovell vom ersten Tonarchiv, das in der Zweiten Nachkriegszeit gegründet wurde.

Aber auch aus den zentral gesammelten Dokumenten bemüht sich der Autor, die Breite und Vielfalt der sowjetischen Radioerfahrung darzustellen. Dennoch bleibt das Radio für ihn, zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg, ein urbanes Phänomen. Jedoch unabhängig von Zeit und Ort waren die Verantwortlichen des sowjetischen öffentlichen Rundfunks vor einen scheinbar unlösbaren Grundsatzkonflikt gestellt: Das Radio sollte gleichzeitig als Sprachrohr der Machthaber dienen und zu kollektiver Partizipation und zum Zusammenhalt animieren. Oder anderes formuliert: wie konnte man Intimität und Teilhabe durch das Radio gewährleisten, ohne dabei die stalinistischen Rede- und Verhaltensnormen zu durchbrechen? Dieses Dilemma umgingen die Journalisten ohne es zu lösen, indem sie die Balance mal in die eine, mal in die Richtung verschoben. Während in den dreißiger Jahren aus Angst vor Säuberungen, alle formalen und inhaltlichen Vorga-

ben penibel eingehalten wurden, setzte sich peu à peu nach 1941 die „Spontaneität“ durch. Aber auch in den sechziger Jahren blieb das Radio unter unmittelbarer staatlicher Kontrolle. Der Kalte Krieg stellte die sowjetischen Machthaber jetzt vor ein anderes Dilemma: Inwiefern sollte man den Wünschen der Bevölkerung nachkommen, um sie davon abzuhalten, ausländische Sender zu hören? Zugeständnisse wie die Massenproduktion von kabellosen Radios und die Erweiterung des Programmangebots können als ein Entgegenkommen angesehen werden, das nur bedingt die Sowjetbürger davon abhielt, fremde Sender einzuschalten. Trotzdem, so lautet Lovells Fazit, mit ein wenig Hilfe von seinen „Feinden“ verwandelte sich das sowjetische Radio zu einem wichtigen Bezugs- und Identifikationsgegenstand für die Bevölkerung.

Insgesamt ist Lovell ein klares, logisch strukturiertes und unterhaltsames Buch gelungen. Einzig und allein könnte man bemängeln, dass einige Aspekte etwas zu kurz gekommen sind. Die Rezeption von ausländischen Sendern oder die sowjetische Rundfunkpräsenz im Ausland sind wahrscheinlich deswegen auf einige Seiten komprimiert, weil es dazu schon wichtige Beiträge gab. (SIMO MIKKONEN: *Stealing the Monopoly of Knowledge? Soviet Reactions to U.S. Cold War Broadcasting*, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 11 (2010), S. 771–805; KRISTIN ROTH-EY: *Moscow Prime Time. How the Soviet Union Built the Media Empire that Lost the Cultural Cold War*. Ithaca, NY, London 2011, S. 131–175.) Dennoch hätte man sich beispielsweise gewünscht, etwas mehr über die soziologischen Hörerumfragen oder den Wandel populärer Reaktionen in Briefen an die Redaktion zu erfahren. Jedenfalls ist festzuhalten, dass die vorliegende Studie einen wichtigen Beitrag zur sowjetischen Geschichte darstellt, nicht nur wegen der Wichtigkeit des Radios für die sowjetische Gesellschaft, sondern auch, weil sie neue Einblicke zu Themen wie Zensurpraxis, Subkulturen, Konsumverhalten oder sowjetischem Patriotismus ermöglicht. Und genauso wichtig ist ihr Beitrag zur internationalen Geschichte des Radios, weil sie die Spezifik der sowjetischen Erfahrung bekräftigt.

*Luminita Gatejel, Regensburg*

**VANESSA VOISIN: L'URSS contre ses traîtres. L'Épuration soviétique (1941–1955). Paris: Publications de la Sorbonne Univ. Paris, 2015. 514 S., zahlr. Abb., 16 Ktn., 13 Ktn. = Histoire contemporaine, 14. ISBN: 978-2-85944-897-4.**

War forces individuals to take sides. Neutrality is often not an option. Individuals may choose to betray their country or may be forced to aid the enemy. In any war the question of treachery can be a matter of life and death for individuals as well as for the government. In the 1930s in the Soviet Union Iosif Stalin had hundreds of thousands of people put to death as foreign spies, potential traitors, enemies of the people, and the like. What happened when war actually broke out in 1941? Authorities killed politically suspect individuals as a preventive measure. They also killed many prisoners before they retreated. Many suspect ethnic groups were forcibly deported to the hinterland, a process that continued throughout the war and beyond. As Vanessa Voisin shows in this informative book on “traitors” in the Soviet Union during WWII, numerous individuals, including a large number of Communist Party members, stayed behind under the German occupation and willingly or unwillingly worked for the enemy forces. They were thus branded as “traitors”.

Voisin estimates that of approximately 65 million people who lived under occupation and several million POWs, between one and two million collaborated with the occupiers. (She states that in fact the Soviet Union did not have an equivalent for the French “collabo”. Terms such as “traitors”, “war criminals”, “accomplices”, and “Vlasovites”, were used instead.) Those so labeled were subjected to “purges” – judicial, extrajudicial, administrative, and other disciplinary measures. Voisin focuses her research on the Kalinin (now Tver) region of Russia, a region in the north-west of Moscow that was relatively homogeneous ethnically (Russians accounting for a vast majority of the population). Here, as elsewhere, the occupiers killed Jews and Romas *en masse*. One of the most important points that emerges from Voisin’s account is that the Soviet state retained firm control over the process of the purge. Parts of the region were never occupied. Some parts were occupied and relatively quickly liberated and others, especially western districts, suffered three years of occupation. In the very early stages of liberation in late 1941 and early 1942, spontaneous killings of traitors by Soviet partisans did take place. Yet quickly the government took control of the situation and monopolized punishment. As prospects of

victory grew after Stalingrad, Moscow sought to make utmost political use of Nazi crimes (including those committed by Soviet collaborators) and staged public trials and executions. Yet most punishment was meted out beyond the public eye, because of Moscow’s concern with re-integrating the vast number of people who lived under occupation and rebuilding political stability in the country. This process led to the creation of a new social hierarchy in which those punished as traitors were relegated to the bottom.

Voisin’s account is rich in detail. Many ordinary people with no liking for the occupiers had no choice but to work for or with them to survive. Still they were cast as traitors by Soviet justice. Their personal histories are both harrowing and fascinating. In general, punishments were harsh by any standards, certainly far harsher than those in post-liberation Europe in general. However, Moscow did not consistently pursue especially harsh measures and often took a surprisingly lenient attitude, particularly towards low-rank “traitors”, some of whom, working, for instance, as village elders, secretly helped Soviet partisans. In the Soviet Union, unlike in France, popular discontent with leniency towards “traitors” was not generally manifest, as most of the population assumed that the so-called “traitors” had often been forced to work for the occupiers.

Voisin, like most academic researchers, was not able to have access to the files of the Soviet secret police. Nor could she use the files of those who have not been rehabilitated (exonerated). Historians working in Ukraine have been far more successful in this regard. As a result, Voisin’s account, though in some ways richer than those focused on Ukraine, tends to be somewhat flat. The hidden aspects of treachery and punishment, for example, are not evident in her account. Although she discusses cases in which the Soviet secret police sent their agents into the enemy camp as would-be collaborators (pp. 146–147), the horror of such operations does not come through in her account. Some of these agents committed atrocities against Soviet civilians, evidently as a cover for their top-secret missions. Others were accused after liberation by witnesses as traitors, and executed, either because their cover was not proven or because they were victimized for political expedience. Perhaps this is not Voisin’s fault: one would need good access to secret police files to investigate these cases. There are other problems. For example, Voisin does not discuss arrests and executions of “traitors” that took place in the 1960s well after Stalin’s death. It is possible that there were none in Kalinin. She ends

her account in 1955 without clear explanation.

These shortcomings notwithstanding, it is immensely rewarding to read this rich account of Soviet justice against “traitors”. It should be noted that an eighty-one page appendix with original and trans-

lated documents and statistical data can be downloaded from the publisher’s website, but not included in the book.

*Hiroaki Kuromiya, Dover, MA*

**MICHAL REJMAN / BOGUSLAV LITERA / KAREL SVOBODA / DANIĚL KOLENOVSKAJA: Roždenie deržavy. Istorija Sovetskogo Sojuza s 1917 po 1945 god. Moskva: Rosspën, 2015. 839 S. = Istorija Stalinizma. ISBN: 978-5-8243-1934-7.**

Der Versuch die Geschichte der Sowjetunion von 1917 bis 1945 als die „Geburt einer Weltmacht“ zu schreiben, ist vor allem dann ungewöhnlich, wenn es sich nicht um ein aktuelles Buchprojekt aus Putins Russland handelt. Das Buch mit der Hauptthese, den Status einer Weltmacht habe die Sowjetunion durch den Sieg über Hitlerdeutschland erlangt, stammte aus der Feder eines vierköpfigen tschechischen Autorenkollektivs. Im tschechischen Original wurde es 2013 veröffentlicht und liegt nun in der russischen Übersetzung vor. Erschienen ist die Übersetzung in der renommierten Reihe *Istorija stalinizma* (Geschichte des Stalinismus) des Verlages Rosspën.

Das Autorenkollektiv stand unter der Leitung des Politologen und Historikers Michal Reiman. Der 1930 in der Sowjetunion geborene Experte für Stalinismus hat viele Jahre an der Freien Universität Berlin unterrichtet. Drei weiteren Autoren waren am Buch beteiligt, Bohuslav Litera, Karel Svoboda und Daniela Kolenovska; leider ohne dass kenntlich gemacht wurde, welche Kapitel von wem verfasst wurden.

Wie wurde nun aus einem „rückständigen“ Land eine Weltmacht? Diese Frage versuchen die Autoren chronologisch und mit dem erklärten Schwerpunkt auf der Politikgeschichte vom Zerfall des Zarenreiches bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zu beantworten. Die Reduktion der Erzählung ausschließlich auf politische Aspekte sei notwendig, so die Autoren, weil die Politik eine wichtigste Rolle bei der Entstehung des neuen Staates gespielt habe. Außerdem verzichten die Autoren in ihrer Darstellung auf die klassische Unterscheidung zwischen der Februar- und der Oktoberrevolution 1917. Ohne einen erkennbaren Gewinn gehen die Autoren davon aus, dass es sich 1917 nicht um zwei getrennte Revolutionen, sondern um eine Vermischung einer bürgerlichen und plebejischen Phase gehandelt habe.

Die Geschichte beginnt mit einem knappen Abriss zum vorrevolutionären Russland. In großen Zü-

gen werden die Großen Reformen der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, die Reformen von Witte, die Revolution von 1905 und der Anfang des Ersten Weltkrieges geschildert. Das Hauptaugenmerk liegt bei dieser Darstellung darauf, immer wieder zu betonen, wie unterentwickelt und schwach, sowohl sozial als auch ökonomisch, das Zarenreich gewesen sei. Die These ist dabei, Russland als Großmacht habe Reformen und Modernisierung nur gestartet, weil die Rolle als Großmacht sonst nicht aufrechtzuerhalten gewesen wäre. Diese ambivalente Haltung, auf einer Seite das Festhalten an archaischen Strukturen und auf der anderen Seite die schnellen Schritte hin zu einer Modernisierung, haben, so die Autoren, das Land geschwächt und letztendlich zur Niederlage im Ersten Weltkrieg geführt.

Das nächste Kapitel behandelt die revolutionären Umbrüche des Jahres 1917. In äußerst konventioneller Art werden hier die Ereignisse nacheinander erzählt. Die Hauptverantwortung für den Untergang des Zarenreiches tragen, so die Darstellung, die herrschenden politischen Gruppierungen der damaligen Zeit, die an den Herausforderungen des Ersten Weltkrieges scheiterten. Die Bolševiki dagegen lösten die dringendsten Probleme, gingen dabei aber häufig mit Gewalt vor und waren, das betonen die Autoren besonders, keine „primitiven Gestalten“. Die Bolševiki haben es geschafft, sich an der Macht zu halten und deswegen blieb die Oktoberrevolution nicht nur eine Episode in einer unruhigen Umbruchszeit.

Während des Bürgerkrieges, der im dritten Kapitel behandelt wird, gelangte also eine neue politische Gruppierung an die Macht. Die neue Leitkultur wurde „plebejisch“. Die neue Elite habe mit dem Aufbau eines neuen Staates begonnen, dessen Konturen noch absolut unklar waren. Wie diese neuen Strukturen entworfen wurden und welche Formen sie annahmen, erläutern die Autoren im vierten Kapitel. Sowohl die wirtschaftlichen Probleme, die mit den Methoden des „Kriegskommunismus“ angegangen wurden, als auch die Frage nach der Rolle der Partei, wie schließlich nicht zuletzt die Auseinandersetzungen um die Vereinigung der Republiken in einer sozialistischen Union mussten von der bolschewistischen Führung in dieser Zeit gelöst werden.

Dabei schwankte das Land in der zweiten Hälfte

der zwanziger Jahre laut der Darstellung stark zwischen Stabilisierung und Krise; darauf gehen die Autoren im fünften Kapitel ein. Vor der Revolution habe das Vermögen als Organisationsprinzip der zaristischen Gesellschaft gedient, nach 1917 bestimmte die kommunistische Bürokratie die innere hierarchische Struktur des Staates und der Gesellschaft. In dem „Einparteienstaat“ waren die politischen und die gesellschaftlichen Institutionen deckungsgleich. Vor allem durch den Tod Lenins 1924 waren diese politisch und wirtschaftlich entscheidenden Jahre von inneren Machtkämpfen bestimmt. Leider wird der innerparteiliche Kampf nur unzureichend dargestellt, so dass die schleichende Machtübernahme Stalins 1929 und mit ihm der Sieg einer nicht weiter definierten „plebejischen“ politischen Kultur (S. 509) lediglich konstatiert werden.

Im sechsten Kapitel werden vor allem der erste Fünfjahresplan (1929–1933) und die Kollektivierung der Landwirtschaft behandelt. Als einzige Erklärung für die schnelle und gewaltsame Industrialisierung wird von den Autoren der vermeintliche ökonomische und technische Fortschritt in der westlichen Welt und, damit verbunden, der innere Druck beschrieben (S. 515), ohne dass diese Aussagen mit Belegen oder Fußnoten untermauert würden. Die administrative Kommandowirtschaft habe nach ihrer inneren Logik häufig präventiv gegen die vermeintlichen Feinde gewirkt und so beinahe „natürlich“ ein totalitäres System geschaffen. Der „Große Terror“ wird im siebten Kapitel vor allem als Mittel des gesellschaftlichen Auf- und Umbaus dargestellt. Betroffen seien vom Terror in erster Linie die einfachen Bewohner der Städte und Dörfer und nicht die sowjetische Elite gewesen. Als Erklärung dient den Autoren hier lediglich ein kleiner Hinweis auf ein

„Vereinheitlichungsdruck“ (S. 678); andere Erklärungsversuche für das komplexe und vielschichtige Gewaltphänomen der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre werden nicht unternommen.

Im letzten inhaltlichen Kapitel steht der Zweite Weltkrieg mit deutlichem Schwerpunkt auf den Verhandlungen über die Nachkriegsordnung zwischen den Alliierten im Mittelpunkt der Betrachtung. Besonders wichtig ist es den Autoren, wie bereits erwähnt, zu betonen, dass die Sowjetunion vor allem durch den Zweiten Weltkrieg zu einer Weltmacht aufgestiegen sei (S. 803), auch wenn dem Land eigentlich die wichtigsten Merkmale einer Weltmacht wie wirtschaftliche Stärke sowie technologisches und kulturelles Potenzial gefehlt hätten. So bleibt der Leser nach der Lektüre absolut ratlos zurück, worin denn diese „Geburt einer Weltmacht“ nun bestand, denn alles, was in dem Buch beschrieben wird, und all die zahlreichen krisenhaften, rückständigen und gewaltzentrierten Merkmale des sowjetischen Systems widersprechen der Kategorisierung als Weltmacht. Eine Erklärung für diese doch eher geheimnisvoll anmutende „Geburt“ bleibt das Buch schuldig.

Es handelt sich nun um ein Handbuch, das im Großen und Ganzen die grundlegenden Etappen der sowjetischen Geschichte bis 1945 nachzuzeichnen vermag. Ganz problematisch wird das Buch an den Stellen, wo die Autoren sich an Bewertungen und Einordnungen versuchen. An zahlreichen Stellen können den Autoren ganz einfach logische Zirkelschlüsse nachgewiesen werden. So hätte das Buch ohne diesen bemühten argumentativen „Überbau“ doch als eine gute Einführung in die sowjetische Geschichte dienen können.

Anastasia Surkov, Berlin

**Pervaja mirovaja vojna, Versal'skaja sistema i sovremennost'. Sbornik statej. Vyp. 2. Otv. red. Irina N. Novikova / Andrej Ju. Pavlov / A. A. Malygina. Sankt-Peterburg: SPB GU, 2014. 408 S. ISBN: –.**

*Online-Version:*

[http://histrf.ru/uploads/media/artworks\\_object/0001/09/8966ca31db3cbe2244b4b5afaef65218-be63a2b7.pdf](http://histrf.ru/uploads/media/artworks_object/0001/09/8966ca31db3cbe2244b4b5afaef65218-be63a2b7.pdf)

Das vorliegende Werk ist aus der dritten internationalen Konferenz zum Thema *Der Erste Weltkrieg, das System von Versailles und die Gegenwart* hervorgegangen, die am 11./12. Oktober 2013 in der Stadt Puškin

stattfand. Die Referentinnen und Referenten waren teilweise identisch mit denen der zweiten Konferenz vom 7./8. Oktober 2011 in Sankt Petersburg (siehe dazu den gleichnamigen Sammelband von 2012).

Formal ist das Buch in sechs Abschnitte untergliedert. Im ersten Teil sind Aufsätze zu Russland im Ersten Weltkrieg vereinigt, im zweiten wird das Thema *Der Erste Weltkrieg und die Gesellschaft* behandelt. Dann folgen *Die nationale Idee und der Krieg* sowie *Der Erste Weltkrieg und die internationalen Beziehungen*. Das fünfte Kapitel hat die Diplomatie von Versailles zum Gegenstand, der sechste und letzte Abschnitt die internationalen Konsequenzen von Versailles.

Es kann auch unterschieden werden zwischen Beiträgen, die von russischen Autoren stammen, und

solchen, die ausländische Wissenschaftler verfasst haben. Unter den letzteren sind vor allem die Texte von M. ÖZTÜRK (Universität Antalya), R. NACHTIGAL (Universität Freiburg), M. MCCRAE (Universität Oxford) und M. LACKMAN (Universität Oulu, Universität Turku) zu nennen. Während M. ÖZTÜRK eindringlich und auch spannend die Leiden der osmanischen Soldaten und die Gründe für ihre Niederlage in der Schlacht von Sarikamish gegen die russische Armee nachzeichnet, gibt R. NACHTIGAL in gelungener Weise einen Überblick über die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie im Ersten Weltkrieg. M. MCCRAE beschreibt die Entscheidungsfindung für die alliierte Offensive im Oktober 1918 in Mazedonien, während M. LACKMAN die vielen Facetten der deutsch-schwedischen und deutsch-finnischen Beziehungen zwischen 1914 und 1918 überzeugend präsentiert. Dagegen fällt der Aufsatz von M. EGGER (Universität Innsbruck) über die vier skandinavischen Rotkreuz-Konferenzen zur Verbesserung der Lage der Kriegsgefangenen der Ostfront 1915 bis 1917 etwas ab. Seine Literaturbasis ist schmal, und er erwähnt wichtige Aspekte nicht, so die Schutzmachtstätigkeit der Vereinigten Staaten und Spaniens für die Kriegsgefangenen oder die Bestimmung der Haager Landkriegsordnung, dass die Kriegsgefangenen auf gleichem Fuß zu behandeln seien, wie die Soldaten der eigenen (gefangennehmenden) Nation.

Es überwiegen allerdings die Artikel von russischen Historikerinnen und Historikern. Sie behandeln ein breites Spektrum von meist sehr speziellen Themen. Dabei sind in den Beiträgen ohne Bezug zu Russland (mit einem Schwerpunkt auf Großbritannien; davon allein drei zur irischen Frage) nicht oft neue Erkenntnisse zu finden. Meist wird der Forschungsstand referiert. Eine der Ausnahmen im positiven Sinne stellt der Aufsatz von N. V. ROSTISLAVLEVA (RGGU, Moskau) zur Entwicklung des Denkens von Max Weber dar. T. JA. TROŠINA (Universität Archangel'sk) hingegen wird der Aufgabe, die Auswirkungen des polnisch-sowjetischen Krieges auf die deutsche Gesellschaft von August

1920 bis Juni 1921 nachzuzeichnen, nicht gerecht. Ihre einzige Quelle bilden exilrussische Veröffentlichungen in Deutschland. Das Problem der Quellen stellt sich auch für A. V. BARYNKIN (Universität St. Petersburg), der ausschließlich aufgrund von zweifelhaften Berichten an polnische Stellen eine weitgehende Zusammenarbeit von deutschen und sowjetischen Stellen in den Jahren 1918 und 1919 nachweisen will. Demgegenüber ist der quellengesättigte Beitrag von A. ASTASOV (MGU, früher: RGGU, Moskau) über die „Untaten“ der Mittelmächte und ihre Ausnutzung durch die russische Propaganda sichtbar die Frucht langjähriger Archivarbeiten.

Das erste Kapitel über Russland umfasst sehr unterschiedliche Artikel, so die sehr detaillierten Ausführungen über russische Ehrenzeichen (B. G. BURKOV, Universität St. Petersburg), die eher für Spezialisten von Interesse sein werden, sowie theoretische Überlegungen über die Erwartungen der Zeitgenossen im Russländischen Reich an den bevorstehenden Krieg (I. N. GREBENKIN, Universität Rjazan') und über die Gründe der Delegitimierung der Zarenherrschaft (K. A. PACHLJUK, Russische Militärgeschichtliche Gesellschaft, Moskau). D. A. KLOČKOV (Inhaber eines Geschäfts mit Militaria) versucht nachzuweisen, dass der russische Soldat gut für den Krieg gerüstet war. Seiner Schlussfolgerung, die russische Armee habe zu Beginn des Jahres 1917 alle Voraussetzungen für einen baldigen Sieg aufgewiesen (S. 45), kann man sich allerdings schwerlich anschließen.

Es fällt auf, dass an dieser Konferenz neben etablierten Wissenschaftlern auch eine größere Zahl von russischen und ausländischen Doktoranden teilgenommen hat. Wie klar wird, sind die Beiträge des Sammelbandes sehr unterschiedlicher Qualität. Da sie aber den Stand der Erforschung des Ersten Weltkriegs in Russland treffend wiedergeben, ist das Werk, wie sein Vorgänger von 2012, eine interessante Lektüre für Spezialisten des Ersten Weltkriegs und Osteuropahistoriker insgesamt.

*Georg Wurzer, Wilhelmsdorf*

**ALEKSANDR BASTRYKIN: Ubijstvo S. M. Kirova. Novaja versija starogo prestuplenija. Moskva: Kapital, 2016. 208 S. ISBN: 978-5-9906979-9-7.**

Was für die Amerikaner der Kennedy-Mord ist, das ist für die Russen der Mord an Kirov 1934. In beiden Fällen kam ein vergleichsweise beliebter Politiker durch einen geheimnisumwitterten Mord zu

Tode, und in beiden Fällen hatte das spürbare politische Auswirkungen für das betreffende Land. Doch galt bislang der Mord an Kirov, im Gegensatz zum Kennedy-Mord, als zweifelsfrei geklärt. Demnach hätte ein kleiner Sowjetfunktionär namens Nikolaev den Leningrader Parteichef Sergej Kirov am 1. Dezember 1934 im Smol'nyj aus Eifersucht erschossen, was Stalin zum Anlass für die großen politischen

Säuberungen in der Sowjetunion nahm, ohne indessen den Mord angeregt oder gar inszeniert zu haben. Der maßgebliche Aufsatz zum Thema stammt vom russischen Historiker Ju. N. Šukov, trägt den Titel *Untersuchung und Gerichtsprozesse zur Ermordung Kirovs* und ist in Heft 2/2000 der Zeitschrift *Voprosy istorii* erschienen. Unter genau dem gleichen Titel gab Šukov bereits im Jahr 1999 ein Buch heraus.

Šukovs Ansichten hat nun ein namhafter russischer Kriminologe mit jahrzehntelanger Erfahrung in der Tatortarbeit vehement bestritten. Aleksandr Bastrykin ist habilitierter Jurist, lehrt als Professor Kriminologie und weist eine Literaturliste mit 140 einschlägigen Veröffentlichungen auf. Er trägt staatliche Ehrentitel wie „Verdienter Jurist der Russländischen Föderation“ und „Ehrenvoller Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft der Russländischen Föderation“. Auf seine Bitte hin machte ihm der russische Geheimdienstchef Bortnikov die im FSB-Archiv aufbewahrte Morduntersuchungsakte Kirov, bestehend aus 58 Aktenbänden mit Befragungsprotokollen, Tatortskizzen, Leichenfotos und Sektionsgutachten zugänglich, die Bastrykin als erster Außenstehender einsehen und auswerten durfte. Bastrykin geht nach der intensiven Auswertung aller 58 Aktenbände – u. a. ließ er durch ihm befreundete Kriminalisten und Gerichtsmediziner Zweitgutachten erstellen – in seinem soeben in Moskau erschienenen Buch davon aus, dass das NKWD bei der Mordaufklärung 1934/35 zwar pfuschte, jedoch nichts bewusst vertuschte, als man den vorgeblichen Täter Nikolaev am Tatort mit dem sprichwörtlichen „rauchenden Colt“ in der Hand festnahm und sich dieser anschließend freiwillig der Tat bezichtigte. Deswegen kam man gar nicht auf die Idee, andere Spuren zu verfolgen, was Bastrykin zufolge ein häufiger Fehler von Untersuchungsbehörden bei der Aufklärung von Kriminalfällen ist.

Laut der bisherigen Version hat sich Nikolaev in den gut bewachten Leningrader Smol'nyj eingeschuggelt. Dort habe er überaus erregt Kirov zur Rede gestellt und niedergeschossen. Dieser Tatablauf lässt sich Bastrykin zufolge allerdings weder mit den Spuren am Tatort, noch mit den Zeugenaussagen in Übereinstimmung bringen. Zudem deuten die Tatumstände darauf hin, dass Nikolaev zumindest Helfer, wenn nicht gar Mittäter hatte. Der Kriminologe hält es nämlich für keineswegs ausgeschlossen, dass der nervenkranke, im Waffengebrauch ungeübte Nikolaev sich fälschlich der Tat bezichtigte und der Mord von einer ganz anderen Person verübt wurde. Grundlage für seine Überlegungen sind eine Reihe bislang unbekannter Fakten, welche Bastrykin beim

Aktenstudium auffielen. So entschied sich Kirov am Mordtag erst um 16.00 Uhr spontan dazu, den Smolny aufzusuchen, wo ihn trotzdem Nikolaev zeitgenau abpasste und in Wirklichkeit wortlos um 16.30 Uhr niederschoss. Nikolaevs rekonstruierter Tagesablauf weist exakt vor dem Mord eine Lücke von einer Stunde auf, die seinerzeit nicht gefüllt werden konnte und in welcher Zeit Bastrykin einen möglichen Kontakt mit einem Informanten vermutet. Selbst der konkrete Tatablauf ist gemäß Bastrykin unklar, weil es, entgegen allen bisherigen Annahmen, zwar einige „Ohrenzeugen“ der beiden Schüsse, aber keinen einzigen Augenzeugen gab, von Nikolaev einmal abgesehen. Zudem bezweifelt Bastrykin, dass der kranke, zudem stark erregte Nikolaev in der Lage war, mit einem Nagan-Revolver auf mehrere Schritte Entfernung Kirov platziert ins Zentrum des Hinterkopfs zu schießen, was diesen sofort tötete. Immerhin brach Nikolaev unmittelbar nach der Tat körperlich zusammen und musste wegen seines schlechten Zustandes erst einmal fünf Stunden intensiv ärztlich betreut werden, bevor man ihn überhaupt verhören konnte. Außerdem konnte man nie klären, warum ein zweiter Schuss aus der Tatwaffe in die Korridordecke abgegeben wurde, denn der exzellent platzierte erste Schuss hatte ja Kirov auf der Stelle getötet. Nikolaev konnte diesen zweiten Schuss seinerzeit nicht erklären, denn seinen Aussagen zufolge hat ihn sofort nach Abgabe des ersten Schusses ein (niemals ermittelter) „Mann in GPU-Uniform“ (Geheimpolizist) K.O. geschlagen. Ob der Schuss, welcher Kirov tötete, tatsächlich der erste Schuss aus der Tatwaffe war, bleibt folglich ebenso unklar, wie der zeitliche Abstand beider Schüsse. Einige Zeugen meinten nämlich, die Schüsse wären ganz kurz aufeinander erfolgt. Andere Zeugen glaubten sich an einen Abstand von wenigstens 30–60 Sekunden zu erinnern. Zwei völlig unterschiedliche Aussagen binnen kurzer Zeit lieferte ausgerechnet jener Zeuge, welcher als erster den Tatort erblickte. Es handelte sich um einen Haushandwerker, der anfangs nur angab, Kirov habe an jenem Moment schon unbeweglich am Boden gelegen, während Nikolaev, gerade ohnmächtig werdend, zu Boden glitt. Kurze Zeit darauf behauptete derselbe Zeuge, persönlich und todesmutig Nikolaev mit seinen Fäusten niedergeschlagen und ihm dabei den Revolver entrissen zu haben. Letzteres behaupteten später noch zwei ganz andere Zeugen von sich, so dass die Konfusion kein Ende nimmt.

Ebenso zerpfückt Bastrykin das Sektionsprotokoll der Leiche, wo man seinerzeit einen „Nahschuss“ in den Hinterkopf mit 45 Grad Steigungs-

winkel des Schusskanals nach oben festgestellt haben wollte, was deutlich auf den kleinwüchsigen Nikolaev als Täter hinwies. Gemäß Bastrykin erfolgte der Todesschuss jedoch keineswegs als Nahschuss, sondern aus größerer Entfernung. Der russische Kriminologe ist sich sicher, den Mord an Kirov selbst heute noch aufklären zu können. Dazu müsse man nur unter Aufsicht erfahrener Kriminalisten, Ballistikexperten und Gerichtsmediziner im Smol'nyj die Ereignisse vom 1. Dezember 1934 im Experiment nachstellen. Obwohl sich Bastrykin bei den möglichen Mordmotiven und politischen Hintergründen ausge-

sprochen bedeckt hält – immerhin sei er kein Historiker oder Politologe –, gibt er nebenbei einen Hinweis. Kirovs damaliger Bürochef N. F. Svešnikov (1888–1969) habe nach dem Mord eine Delegation zu einem prestigeträchtigen Studium erhalten und anschließend jahrzehntelang eine hohe Stellung in der sowjetischen Wirtschaftsbürokratie bekleidet. Es bleibt abzuwarten, wie die Reaktionen in Russland auf die aufsehenerregende These von Bastrykin ausfallen.

*Jürgen W. Schmidt, Berlin*

**Soviet Occupation of Romania, Hungary, and Austria 1944/45–1948/49. Ed. by Csaba Békés / László Borhi / Peter Ruggenthaler / Ottmar Trașcă. Budapest, New York: Central European University Press, 2015. XII, 390 S., Tab. ISBN: 978-963-386-075-5.**

Dieser Dokumentenband über die sowjetische Politik in Rumänien, Ungarn und Österreich, der primär auf dortigen Archivalien beruht, bestätigt und ergänzt die Erkenntnisse, die sich aus den bisher veröffentlichten sowjetischen Unterlagen (*Sovetskij faktor v Vostočnoj Evrope 1944–1953. T. 1: 1945–1949. Moskva 1999; T. V. VOLOKITINA / G. P. MURASKO / A. P. NOSKOVA (Hrsg.): Tri vizita A. Ja. Vyšinskogo v Bucharest 1944–1946. Dokumenty rossijskich archivov. Moskva 1998; Vostočnaja Evropa rossijskich archivov 1944–1953 gg. T. 1: 1945–1949, Moskva 1997*) ergeben. Wie insbesondere dem Protokoll der Gespräche von Gheorghe Gheorghiu-Dej und Teohari Georgescu mit Stalin und anderen Führern der UdSSR am 2. und 3. April 1946 sowie dem detaillierten Bericht des ungarischen Parteichefs Mátyás Rákosi vom 17. Mai 1946 über die Resultate seines Moskau-Besuchs zu entnehmen ist, war das sowjetische Bestreben von vornherein – und nicht etwa in Reaktion auf Schritte der Westmächte – darauf ausgerichtet, Rumänien und Ungarn nicht nur dem eigenen Machtbereich einzuverleiben, sondern ihnen unbedingt auch das eigene System aufzuzwingen. (In diesem Sinne auch die Äußerungen Stalins gegenüber polnischen Gefolgsleuten am 24. Mai und 19. August 1946; S. 457–458, 511.) Der anfänglich in beschränktem Umfang zugelassene Pluralismus hatte die Funktion einer demokratischen Fassade, hinter der eine ganz andere politische Entwicklung in Gang gesetzt wurde, und diente dem Ziel, mittels Täuschung das Einvernehmen mit den Westmächten, vor allem den USA, aufrechtzuerhal-

ten. Als es in der „deutschen Frage“ zum Bruch gekommen war, sah Stalin keinen Grund mehr, irgendwelche Rücksichten zu nehmen, und vollendete daraufhin die eingeleitete Sowjetisierung, ohne sich fortan um den negativen Eindruck auf den Westen zu scheren.

Die Maßnahmen, welche die UdSSR in beiden Ländern vom Augenblick ihres militärischen Eindringens an ergriff, unterschieden sich voneinander nur durch die für notwendig erachtete Anpassung an die – jeweils sehr gegensätzlichen – äußeren Umstände. Rumänien hatte unter dem Druck der Roten Armee die Seiten gewechselt, besaß zunächst noch eine Regierung der eigenen Wahl sowie eine monarchische Spitze, Armee und Staatsapparat waren intakt, und eine offizielle Proklamation eines Besatzungsregimes kam nicht in Betracht. In Ungarn dagegen, das von der Wehrmacht zum Ausharren bis zuletzt gezwungen worden war, waren Eroberung, Niederlage und staatlicher Zusammenbruch total. Auch sonst gab es ganz andere Voraussetzungen. So konnte sich Stalin in Ungarn auf Rákosi als seinen „besten Schüler“ und andere Funktionäre des sowjetischen Exils stützen, während es in Rumänien nicht nur keine Moskau-Kader, sondern auch kaum Kommunisten gab (insgesamt weniger als 1000). Aber weder dies noch irgendetwas sonst war bei der Sowjetisierung ausschlaggebend: Stalin hatte mit der Präsenz der Roten Armee die Macht in der Hand und setzte sie von Anfang an ungehemmt zur Erreichung seiner Ziele ein. Die Rücksichten, die er bis Mitte 1947 auf die Westmächte nahm, gingen dabei nie so weit, dass er substanzielle Abstriche von seinem Vorhaben in Osteuropa gemacht hätte.

Völlig anders waren die Lage und das Vorgehen in Österreich. Als die sowjetischen Truppen die Grenze überschritten, wandte sich ihr Oberkommando an die Bevölkerung mit der Botschaft, man kämpfe nur gegen die „deutschen Besatzer“, trete

für die Unabhängigkeit des Landes ein und wolle zur Wiederherstellung der bis 1938 – also vor dem Anschluss an das Deutsche Reich – bestehenden gesellschaftlichen Ordnung beitragen. Militärische Vertreter der UdSSR gaben gegenüber leitenden österreichischen Kommunisten am 16. Mai 1945 zu erkennen, dass ihre politische Position im Lande davon abhängen werde, inwieweit es ihnen gelinge, die Unterstützung der „Massen“ zu gewinnen. Sie sollten sich also dem demokratischen Wettbewerb um die Stimmen der Wähler stellen, statt auf die Gunst der östlichen Besatzungsmacht zu hoffen, die damals noch allein über die Verhältnisse im Lande bestimmte. Stalin hatte den Sozialisten Karl Renner, an dessen Vorstellungen er sich einst als Nationalitätenkommissar unter Lenin orientiert hatte, an die Spitze der Regierung stellen lassen. Dabei war er wohl von der Erwartung ausgegangen, dieser werde so wie viele seiner Parteifreunde im sowjetischen Machtbereich zu enger Zusammenarbeit mit den Kommunisten bereit sein, doch tolerierte er dann, dass Renner sich stattdessen mit den „Bürgerlichen“ zusammensetzte und akzeptierte die demokratischen Prozesse auch dann noch, als die Kommunisten ohne jeden Einfluss auf die politische Entwicklung blieben. Unter den wiedergegebenen Dokumenten zeigen das vor allem der Bericht der sowjetischen Besatzungsbehörde für das Jahr 1947 und das Gespräch von Stalins Stellvertreter Andrej Ždanov mit den Führern der KPÖ am 13. Februar 1948. Dieses Verhalten steht in diametralem Gegensatz zu dem Vorgehen in Deutschland, obwohl die Ausgangssituation in beiden Fällen übereinstimmt: Die UdSSR verfügte zunächst allein über die Macht in der Hauptstadt und konnte daher wichtige Entscheidungen über die Zukunft des Landes ohne die westlichen Besatzungs-

partner treffen. Die Herausgeber verzichten ausdrücklich auf die bereits anderswo (Hierzu u. a. PETER RUGGENTHALER: Warum Österreich nicht sowjetisiert wurde, in: Stefan Karner / Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.): Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945–1955. Graz, Wien, München 2005, S. 649–726; GERHARD WETTIG: Einleitung, in: Gerhard Wettig (Hrsg.): Der Tjul'panov-Bericht. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Göttingen 2012, S. 119–138) erfolgte Erörterung der Frage, wieso Stalin in Wien und Berlin so unterschiedlich handelte, denn dies hätte die Thematik des Bandes gesprengt.

Außer der Frage des politischen Systems beleuchten die abgedruckten Dokumente und die einleitenden Ausführungen auch die Art und den Umfang der sowjetischen Inanspruchnahme wirtschaftlicher Ressourcen einschließlich zwangsweise geleisteter Arbeit, die Behandlung der jeweiligen Kriegsgefangenen und repressive Maßnahmen der sowjetischen Militärbehörden. Dabei ergeben sich stellenweise neue Einblicke.

Den insgesamt 75 Dokumenten – 24 über Rumänien, 16 über Ungarn und die restlichen 35 über Österreich – geht eine umfangreiche Einleitung der vier Herausgeber voraus, die zuerst generell die sowjetische Südosteuropa-Politik im Ost-West-Kontext und dann das Vorgehen gegenüber jeweils den einzelnen Ländern behandelt. Diese Ausführungen sind knapp, aber ungewöhnlich klar und präzise – die weitaus beste Zusammenfassung, die es zu diesem Thema gibt. Auch deswegen ist der Dokumentenband zeithistorischen Fachleuten wie Laien unbedingt zur Lektüre zu empfehlen.

*Gerhard Wettig, Kommen*

**EDWARD COHN: The High Title of a Communist. Postwar Party Discipline and the Values of the Soviet Regime. DeKalb, IL: Northern Illinois University Press, 2015. 268 S., 2 Abb., 19 Tab. ISBN: 978-0-87580-489-7.**

Niemand aus der historischen Disziplin, der oder die sich mit der Zeit Chruščëvs beschäftigt, kommt umhin, das sogenannte Tauwetter zu qualifizieren. Als Kontinuität (Miriam Dobson, Polly Jones, Cynthia Hooper) oder als Bruch mit dem (Spät-)Stalinismus (Stephen Cohen, George W. Breslauer), als „Ereignis“ (Kozlov/Gilburd) oder, wie es jetzt Cohn doch sehr bescheiden formuliert, als „zentrale Übergangsphase“ („crucial transitional period“, S. 4). Zumin-

dest für die Kommunistische Partei der Sowjetunion, so Cohn, führten die Jahre zwischen 1953/54 und 1964 zu kaum mehr als einem Wandel: Weg von einer revolutionären Arbeiterpartei der zwanziger Jahre, in der die Klassenzugehörigkeit entscheidend war, hin zu einer Angestelltenpartei, die den meisten Mitgliedern seit den späten vierziger Jahren nur mehr als Karriereleiter diente. Diesen Prozess beschreibt Cohn an unterschiedlichen Stellen als „Bürokratisierung“ der Partei (z.B. auf den Seiten 9, 21, 29 oder 53). Sie wurde zum „exklusiven Club für Angehörige des Establishments statt zu einer revolutionären Kraft in der Gesellschaft“ (S. 25).

Diese Bürokratisierung der Partei ist eines der wiederkehrenden Themen des Buches. Vor allem in-

teressiert sich Cohn für die parteiinternen Disziplinierungsverfahren der Nachkriegszeit, um damit dem Wertekanon der Chrusčev-Zeit auf die Spur zu kommen. Was bedeutete es, Kommunist zu sein? Welche zentralen Charakteristika hatte ein Mitglied der kommunistischen Partei aufzuweisen? Und wie wurde man zu jemandem, der oder die den „hohen Titel“ des Kommunisten bzw. der Kommunistin verdiente? Das Quellenmaterial, auf das sich Cohn zur Beantwortung dieser Fragen stützt, ist breit gefächert: Von den zentralen Akten der Parteikontrollkommission bis auf die Ebene lokaler Betriebsparteizellen in Perm' und Tver'.

Cohn interessiert sich nicht für die Implikationen des moralischen Anspruchs an die Parteimitglieder an sich, sondern vielmehr dafür, wie sich die Moralvorstellungen über die Genossen und Genossinnen wandelten. Cohns These lautet, dass sich mit den Moralvorstellungen auch die Methoden ihrer Durchsetzung innerhalb der Partei veränderten. Als Negativfolie für diesen Befund dienen ihm immer wieder die Parteiausschlussverfahren. Zwischen Mai 1945 und Oktober 1964 schloss die KPdSU eine beeindruckende Anzahl von mehr als 1,7 Millionen Menschen aus ihren Reihen aus. Diese auf den ersten Blick hohe Zahl ist im Vergleich zu den Parteiausschlüssen bis 1945 gering. Waren es nach dem Zweiten Weltkrieg Cohn zufolge nie mehr als rund drei Prozent der Mitglieder, die ihr Parteibuch abgeben mussten, sorgten die Säuberungen der zwanziger und vor allem dreißiger Jahre in manchen Jahren dafür, dass mehr als 25 Prozent der Parteimitglieder ausgeschlossen wurden. Und nicht nur das: Aus der Partei ausgeschlossene Genossen und Genossinnen hatten seit den fünfziger Jahren in der Regel weder Verhaftung noch Todesstrafe zu befürchten. Dies ist sicherlich der offensichtlichste Wandel, den Edward Cohn in seiner Untersuchung über die Disziplinarverfahren feststellt.

Rügen lösten Parteiausschlüsse nach 1945 als häufigstes Disziplinierungsinstrument ab; immerhin zwischen fünf und sieben Millionen Parteimitglieder wären davon betroffen gewesen. Den Übergang zum Mittel der Erziehung und Ermahnung im Unterschied zum Parteiausschluss entdeckt Cohn interessanterweise bereits in den Nachkriegsjahren unter Stalin. Das Vorgehen gegen Parteimitglieder in den ehemals besetzten Gebieten (sein Beispiel ist die Ukraine) blieb außerordentlich streng, doch Cohn ist es wichtig, die sich allmählich verändernden Begründungen ernst zu nehmen, die sich in den Akten der Parteikontrollkommission finden lassen. Als solche werden in der Regel nicht (mehr) aktive Kollaborati-

on mit dem Feind, sondern „Passivität“ und „unwürdiges Verhalten“ genannt (S. 56). Hier, im Spätstalinismus, deutet sich für Cohn bereits der Paradigmenwechsel an, der den Grundstein für die parteiinterne Disziplin der nächsten Jahrzehnte legen sollte: Weniger offene Repression und mehr indirekte Einflussnahme auf den Einzelnen.

Gleichwohl beinhaltet Cohns Argumentation eine Schwierigkeit: Der Parteiausschluss war in den ersten Nachkriegsjahren keineswegs das letzte zu ergreifende Mittel, immerhin wurden, wie Cohn selbst schreibt, in der Ukraine etwa 90 Prozent der Parteimitglieder nach 1945 ausgeschlossen. Ähnliches galt für baltische, weißrussische und westrussische Parteimitglieder, die wegen ihres Verhaltens zwischen 1941 und 1944 ihr Parteibuch abzugeben hatten. Zudem gab es die Säuberung der Leningrader Parteiorganisation, die Anti-Kosmopolitismus-Kampagne und nicht zuletzt die angebliche Ärzteverschwörung. An Repression herrschte also kein Mangel. Auch wenn sich der Wertekanon allmählich verändert haben mag, so blieben doch die Instrumente der Parteidisziplinierung bis zu den Amnestien der 1950er eigentlich unverändert.

Dass Cohn in seinen Argumenten unentschieden ist, zeigt sich besonders deutlich im dritten Kapitel des Buches, wo es um politisches Fehlverhalten von Genossen und Genossinnen zwischen 1945 und 1964 geht. Cohn macht hier „surprising continuities and subtle changes“ (S. 82) aus. Während er einerseits im Kapitel vorher betont, dass den ausgeschlossenen Parteimitgliedern in den ehemals besetzten Gebieten nicht mehr aktiver Verrat (wegen Trotzkismus oder Unterstützung der Deutschen), sondern ein zu passives Verhalten vorgeworfen wurde, schreibt er nun ein Kapitel später ganz anderes: „Destalinization [...] improved the lives of thousands [...] without fundamentally redefining the party's approach to the political beliefs and activities of its members.“ (S. 83) Einerseits betont Cohn den Umstand, dass die Hinweise der Partei auf den „politischen Glauben und die Handlungen“ der Parteimitglieder große Kontinuität aufgewiesen hätten. Andererseits hätten sich die Gründe und Kategorien der Disziplinarverfahren radikal geändert: Waren es in den dreißiger Jahren die soziale Herkunft (Kulak!) oder der politische Glaube (Trotzkismus!), so seien das nun nicht mehr die maßgeblichen Maßstäbe gewesen, die zur Überprüfung der moralischen Gesinnung der Genossen und Genossinnen angelegt worden wären.

Die neuen Erziehungsmaßnahmen jenseits des Parteiausschlusses waren keineswegs schmerzfrei; sie

führten zur Unterbrechung oder gar zum Ende von Karrieren oder hatten zumindest negative Auswirkungen auf das soziale Umfeld, was Cohn unablässig betont. Kameradschaftsgerichte am Arbeitsplatz verhandelten das Fehlverhalten der Genossinnen oder Kollegen in aller Öffentlichkeit auch dann, wenn das Fehlverhalten selbst sich im Privatleben abgespielt haben mag. Die Tugenden der dreißiger Jahre wie Loyalität und unbedingter Gehorsam seien ersetzt worden durch die Verpflichtung zu einer tadellosen Lebensführung. Cohn schließt sich damit den Forschungsergebnissen zum Tauwetter an, die im Windschatten Oleg Kharkhordins weniger offene Repression, dafür jedoch mehr Einflussnahme auf den Einzelnen entdecken. Wie das sowjetische System „more intrusive“ (S. 6) wurde, verfolgt Edward Cohn an zwei Beispielen: Sexualität und Eheführung (Kapitel 5) sowie Alkoholismus (Kapitel 6). An manchen Stellen jedoch schießt er über sein Ziel hinaus, wenn er etwa die Ermahnung an prügelnde Ehemänner durch Kameradschaftsgerichte als „intrusion“ statt als verantwortliches Handeln im Interesse der Ehefrau behandelt.

Manches an Cohns Buch ist nicht überzeugend: Die Feststellung, dass sich die Partei bürokratisierte (und nicht etwa normalisierte) ist insofern überraschend, als Cohn diese Bürokratisierung zu bedauern scheint, dann etwa, wenn er schreibt, die „revolutionäre Kraft“ der dreißiger Jahre sei erloschen (S. 25). Darüber hinaus stellt sich die Frage, warum Cohn eigentlich so viel Wert auf die Kontinuität legt, wenn doch viele seiner Beispiele auch für das genaue Gegenteil, nämlich einen Bruch mit den disziplinarischen Verfahren der Stalin-Zeit stehen könnten. Für einen radikalen Bruch spätestens ab 1954 sprechen nicht nur die rapide Abnahme der Parteiausschlussverfahren und die neuen Kategorien zur Beurteilung von Fehlverhalten, sondern auch die Wiederaufnahme repressierter Parteimitglieder seit den umfangreichen Amnestien der fünfziger Jahre. Cohn selbst verortet sich in der Kohorte derjenigen Historiker und Historikerinnen, die in jüngster Zeit die Kontinuität betonen. Tatsächlich aber scheint mir sein Buch vielmehr ein Beitrag zu einem sehr viel älteren Paradigma der Tauwetter-Forschung zu sein, dem von Konservatismus und Reform (Stephen Cohen).

*Alexandra Oberländer, Bremen*

**MALGORZATA RUCHNIEWICZ: Das Ende der Bauernwelt. Die Sowjetisierung des westweißrussischen Dorfes 1944–1953. Göttingen: Wallstein, 2015. 504 S., 17 Tab. = Moderne europäische Geschichte, 11. ISBN: 978-3-8353-1403-0.**

Diese Monographie erweitert mit Sicherheit unser Wissen über das westweißrussische Dorf nach dem Zweiten Weltkrieg, doch sie weist auch einige Schwachpunkte auf. Das polnische Original erschien bereits im Jahr 2010 und es wurde dankenswerterweise übersetzt, doch die Übersetzung erscheint an manchen Stellen als etwas holprig vor allem wegen einiger Wortwiederholungen und gewisser Unsicherheiten in der Terminologie. Die Prosa der Verfasserin ist nicht immer leicht lesbar, sie tendiert zu überlangen Absätzen und einer bestimmten Faktenlastigkeit. Offensichtlich wurde die Arbeit aber um die neuere Literatur ergänzt. Aufgelockert wird der Text durch Tabellen, doch ein Tabellenverzeichnis fehlt ebenso wie ein Register. Der Band gehört zu einer ganzen Reihe von Forschungsarbeiten zur Sowjetisierung der von der UdSSR 1939 und 1940 annektierten Gebiete, doch ein Vergleich beispielsweise zum Baltikum oder zu Moldawien wird praktisch nicht gezogen.

Malgorzata Ruchniewicz hat vor allem in weiß-

russischen und polnischen Archiven gearbeitet, aber auch im Bundesarchiv. Die einschlägigen Moskauer Archive aber fehlen und hätten sicherlich einige Ergänzungen geboten. Weiterhin stützt sie sich auf zahlreiche Dokumentenpublikationen und auf eine etwas knappe Auswahl an Sekundärliteratur. Sie nutzt vor allem die Sicht des Staates, während die Perspektive der Betroffenen, der Bauern, etwas unterbeleuchtet bleibt. Hier hätten Lebensbeschreibungen und dergleichen abgeholfen, die jedoch laut Aussage der Verfasserin nicht in geeigneter Qualität vorliegen. Die Arbeit behandelt allerdings auch die Handlungsspielräume und die Reaktionen der Bevölkerung.

Aus Sicht des Rezensenten besteht eine große Schwachstelle der Monographie in einem zu geringen Eingehen auf die Landwirtschaft selbst, um die sich auf dem Dorf letztlich alles drehte. Wir erfahren zwar sehr viel über die Verteilung des Landbesitzes, aber wenig über Ernteerträge, Preise, die Zahl der Nutztiere usw., wovon sich ungefähr ableiten ließe, wie die wirtschaftliche Entwicklung verlief. Entsprechende Daten wurden ja von den zuständigen statistischen Behörden erhoben und sollten heute problemlos zugänglich sein. Eindeutig ist, dass Westweißrussland wie die übrigen Gebiete Ostpolens eine arme Region war, die unter Landmangel und zu klei-

nen Höfen litt, rückständig war sowie kulturell unterentwickelt.

Als sehr positiv erscheint hingegen, dass die Autorin umfangreich auf den Zeitraum vor ihrer Untersuchungsperiode eingeht, wenn auch im Wesentlichen nur auf Basis der Sekundärliteratur und von Dokumentenpublikationen. Sie behandelt die ethnische und die religiöse Frage kenntnisreich und weist auch sonst auf viele Details hin, die dem durchschnittlichen Leser unbekannt sind.

Die Arbeit verfügt über eine umfangreiche Einleitung, fünf Kapitel, eine Zusammenfassung sowie über ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Die Einleitung führt gekonnt in das Thema und den aktuellen Forschungsstand ein. Die Gliederung erscheint insgesamt überzeugend. Im ersten Kapitel wird die Vorgeschichte tiefgreifend behandelt. Die sozioökonomische Situation der Region in der Zwischenkriegszeit wird ausführlich beschrieben, als das Gebiet Bestandteil der Kresy der Republik Polen war, ebenso wie die Bestrebungen zum Zurückdrängen des Weißrussischen in diesem hauptsächlich von Weißrussen, Polen und Juden besiedelten Gebiet. Am 17. September 1939 wurde Ostpolen dann von der Sowjetunion besetzt, und fast zwei Jahre der Sowjetisierung mit Verhaftungen und Massendeportationen schlossen sich an. Hierbei vergisst die Autorin zu erwähnen, dass Ostpolen zum Modell für später zu annektierende Territorien wurde, und sie geht auch nicht auf den sinkenden Lebensstandard wegen des Umbaus von Wirtschaft und Gesellschaft ein. Das Dorf war von einer Landreform betroffen, und erste Kolchosen bildeten sich. Die spätere Grenzziehung in den nordöstlichen Wojewodschaften Polens war noch nicht eindeutig geklärt, einige Territorien sollten an Litauen, andere an die Ukrainische SSR fallen, die Mehrheit aber an die Belorussische SSR. Die deutsche Okkupation und der Generalbezirk „Weißruthenien“ werden knapp, aber eindringlich dargestellt. Durch den Holocaust verschwand mit den Juden eine der drei dominierenden Ethnien der Region, der deutsche Terror sollte aber die ganze Gesellschaft treffen bei bis heute unbekannten Opferzahlen. Die Bauernschaft wurde durch die Agrarpolitik der Besatzer demotiviert, es kam zu polnisch-weißrussischen Konflikten, und der Partisanenkampf spielte ebenfalls eine Rolle.

Im zweiten Kapitel kommt die Autorin dann zu ihrem eigentlichen Untersuchungszeitraum, der Nachkriegszeit. Sie schildert eindringlich die Rückkehr der Sowjets, die Auseinandersetzungen auf dem Dorf zwischen Bauern, sowjetischen Funktionären

und Partisanen sowie die Migrationsprozesse. Es erfolgte ein „Bevölkerungsaustausch“ mit Polen und die Dörfer wurden weißrussischer. Die Region wurde langsam befriedet und der sowjetische Verwaltungsapparat aufgebaut, wobei zahllose Experten aus dem Osten der Sowjetrepublik mithalfen. Erneut kam es zu Säuberungen und Deportationen.

Im dritten Kapitel geht Ruchniewicz auf die Agrarpolitik der Jahre 1944–1947 ein. Die vor dem deutschen Überfall gegründeten Kolchosen sollten wiederhergestellt werden, doch an eine Zwangskollektivierung wurde vorerst nicht gedacht. Höfe sollten nach dem Krieg wiederaufgebaut und in das sowjetische Wirtschaftssystem eingebunden werden. Die Last der Zwangsablieferungen, für die viel zu niedrige Preise entrichtet wurden, und der Steuern war jedoch enorm. Die Verfasserin geht nicht auf die Folgen der Hungersnot von 1946–1947 ein, die überall im Westen der UdSSR zu spüren waren, auch außerhalb der Hungergebiete. Doch Heerscharen von Hungerflüchtlingen gab es sicherlich auch in Westweißrussland, sie wurden ja von den noch privaten Bauernhöfen angezogen.

Im Folgekapitel wird die Kollektivierung der Landwirtschaft behandelt, für die betroffenen Bauern sicherlich zumeist der tiefste Einschnitt ihres Lebens. Eingeleitet durch weitere Steuererhöhungen und den Kampf gegen Kulaken, begleitet von Propaganda und Druck, aber ohne Massendeportationen wie im Baltikum 1949, gelang es, innerhalb weniger Jahre die Zwangskollektivierung durchzuführen. Ausführlich beschreibt Ruchniewicz die Überlebensstrategien der Bauern, doch sie behandelt nicht die wirtschaftlichen Motive, die hinter der Kollektivierung standen, nämlich die Steigerung der Ablieferungen der Landwirtschaft und das Niedrighalten des Lebensstandards der Bauern. Dies ist am Beispiel der Sowjetunion in den Vorkriegsgrenzen inzwischen hinreichend belegt.

Im letzten Kapitel untersucht die Autorin verschiedene Maßnahmen der Indoktrinierung der Landbevölkerung wie den Kampf gegen die Religion, die allgemeine agitatorische Arbeit sowie die Hebung der sozialen Stellung der Frauen. Insbesondere die letztere Frage erscheint sehr interessant, während es über die atheistische Politik der Sowjetunion im Allgemeinen inzwischen schon reichlich Literatur gibt.

Insgesamt handelt es sich um ein lesenswertes Buch mit einigen Schwächen. Es eignet sich wohl nicht für den Nachttisch, doch der Leser erfährt viel Neues.

*Olaf Mertelsmann, Tartu*

**„Mein Haus an der Oder“. Erinnerungen polnischer Neusiedler in Westpolen nach 1945.** Hrsg. von Beata Halicka. Übers. von Maria Albers unter Mitwirkung von Aleksandra Łuczak. Paderborn [usw.]: Schöningh, 2014. 344 S., 2 Ktn., Abb. ISBN: 978-3-506-77694-5.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Jahre der unmittelbaren Nachkriegszeit werden in der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur überwiegend mit Flucht und Vertreibung der Deutschen, aber auch mit Wiederaufbau und Neuanfang verbunden. Auch in Polen wurden Millionen Menschen nach 1945 (aber auch bereits vorher im Zuge der nationalsozialistischen Germanisierungspläne des Ostens und der damit zusammenhängenden Umsiedlungsprogramme) Opfer von Flucht und Vertreibung. Besonders der frühere polnische Osten weist hierbei mannigfaltige Parallelen zu den ehemaligen deutschen Ostgebieten in Schlesien, Pommern oder Ostpreußen auf. Die sogenannten „Kresy“, d. h. die seit dem Ausgang des Mittelalters polnischem Einfluss sowie (zumindest bis zum Ende der Ersten Rzeczpospolita) einer beständigen polnischen Kolonisierung ausgesetzten ruthenisch-litauischen Gebiete, sollten endgültig entpolonisiert werden. Als Äquivalent hierzu sollte der als „wiedergewonnene Gebiete“ dargestellte neue polnische Westen entgermanisiert werden. Den Anfang machte war die Deportierung der Ostpolen in den Westen.

Der vorliegende Band sammelt Berichte von Zeitzeugen, die infolge des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat in Ruthenien, Wolhynien, Polesien oder an der mittleren Memel aufgeben mussten und in den ehemals von Deutschen bewohnten Städten und Dörfern an der Oder eine neue Heimat fanden. Halicka fasst die Kriterien für die Auswahl der im Band publizierten Texte wie folgt zusammen: Sie sollen „ein möglichst umfassendes Bild der damaligen Zeit geben und die die wichtigsten Aspekte der Besiedlung und Bewirtschaftung des Odraums zeigen“ (S. 17). Zudem sollen sich „die Texte durch eine klare Struktur und leicht verständliche Schreibweise auszeichnen. [...] Vermieden wurden Beiträge, die eindeutig den Ton der kommunistischen Propaganda nachahmten und gezielt [wurde] nach solchen gesucht, die sich kritisch gegenüber den ersten Nachkriegsjahren äußerten. [...] Nicht berücksichtigt werden konnten interessante Erinnerungen von großem Umfang (oft über 100 Seiten Schreibmaschinenschrift).“ (S. 17–18) Faktisch ist „die Textsammlung aus dem Wettbewerb 1956/57 [...] in Anlehnung an die biographische Methode von Florian Znaniecki

entstanden“. (S. 15) Letzterer „vertrat die Meinung, dass man die Gesellschaft nicht nur an Massenphänomenen untersuchen soll, sondern auch durch Heranziehung der Schicksale einzelner Personen.“ (S. 15)

Zusammengefasst geben die im Band abgedruckten Berichte einen eindrucksvollen Einblick in den Alltag der Nachkriegszeit im Oder-Raum aus der Perspektive beispielsweise eines Lehrers, eines Bürgermeisters, einer Verwaltungsbeamtin oder eines Bauern. In ihren Erzählungen spiegeln sich die nur zu oft traumatischen Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit wie auch der gewaltsamen Migration wider. Zugleich zeichnen sie ein gutes Bild von den Schwierigkeiten der in ehemals deutschen Gebieten angekommenen Ostpolen nach: So stellte für diese Neubürger neben der Verarbeitung des Verlustes der eigenen Heimat allem voran die Konfrontation mit dem deutschen Erbe sowie die schrittweise Aneignung des fremden Kulturraums eine komplexe und langwierige Aufgabe dar.

Unabhängig von ihrer Bedeutung als wichtige zeitenössische Dokumente innerhalb der Oral History erschließt sich der zusätzliche Mehrwert der etwa ein Jahrzehnt nach dem Kriegsende aufgeschriebenen Berichte durch die Tatsache, dass sie allesamt ob ihres durchwegs kritischen Charakters vom kommunistischen Zensurapparat nicht zur Veröffentlichung freigegeben wurden. Der offizielle Diskurs sah in den neuen polnischen Westgebieten ein Territorium, das nach langer Zeit deutscher „Okkupation“ wieder zur polnischen „Mutter“ („powrót do macierzy“) zurückgekehrt sei. Darstellungen, die diese verklärende Interpretation in Frage stellten, wurden von der Warschauer Regierung nicht geduldet und mit allen Mitteln bekämpft. Jegliche deutschen Elemente in Ostpreußen, Pommern oder Schlesien wie auch die Erinnerung an diese sollten (analog zur sowjetischen Vorgehensweise in den „Kresy“) mittels einer rigorosen Polonisierungspolitik ausgetilgt werden.

Sehr interessant erscheint das zwiespältige Verhältnis der Neusiedler zum alten und neuen politischen System in Polen. Das wird beispielsweise an dem Bericht des Jan Krukowski deutlich, der einerseits die politischen Verhältnisse der Zweiten Rzeczpospolita – vermutlich unter dem Einfluss der aktuellen kommunistischen Propaganda – als ungerecht, gegen das eigene Volk gerichtet und nicht zuletzt wegen der Flucht in den Westen 1939 als verräterisch bezeichnet, andererseits aber die neuen Machthaber in der Volksrepublik Polen – ungeachtet der eigenen Sympathien mit sozialistischen Ideen – als

Satelliten Moskaus ablehnt: So sei die anfangs von breiten Bevölkerungsschichten erträumte „Gerechtigkeit“ in der Zweiten Rzeczpospolita nicht denen zuteil geworden, die 1920–1921 im polnisch-sowjetischen Krieg für einen unabhängigen polnischen Staat gekämpft hätten, „sondern nur denen, die bereits ein Leben im Wohlstand führten“ (S. 91). Die neue politische Situation nach 1945 fiel für Krukowski jedoch auch mehr als ernüchternd aus: „Weder vor dem Krieg, noch danach war ich Mitglied einer Partei. Ich dachte zwar darüber nach, bald der [kommunistischen] Partei beizutreten“. Allerdings wollte Krukowski „Polen dienen und ihm treu bleiben, aber ich wollte nicht, dass es zur siebzehnten Sowjetrepublik wurde“ (S. 97). Diese Diskrepanz ist Halicka zu-

folge nicht verwunderlich, hätten doch „die Neusiedler einen großen Teil der Propaganda verinnerlicht und sie zur Legitimation ihrer Anwesenheit in den neu angeschlossenen Gebieten gebraucht“ (S. 17–18).

Doch gerade an dem letzten Beispiel wird exemplarisch deutlich, dass die im Band gesammelten Zeitzeugenberichte mit größter Vorsicht zu behandeln sind und ebenso kritisch wie etwa Autobiografien betrachtet werden müssen, geben sie doch stets nur ein sehr subjektives und zudem – vor dem Hintergrund der niedrigen Anzahl von neun Interviewten – selektives Abbild der Geschehnisse wieder.

Paul Srodecki, Kiel

**Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. 2 Bände. Hrsg. von Helmut Moll im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. Paderborn [usw.]: Schöningh, 2015. CIX, 1828 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-506-78080-5.**

*Inhaltsverzeichnis:*

<http://d-nb.info/1100314377/04> und <http://d-nb.info/1079039899/04>

Im Anschluss an sein Schreiben *Tertio millennio adveniente* 1998 stellte Papst Johannes Paul II. fest, dass das zu Ende gehende 20. Jahrhundert als Folge von Nationalsozialismus, Kommunismus und vielen Rassenkämpfen unzählige Märtyrer hervorgebracht hat, Menschen aus allen Gesellschaftsschichten, die für ihren Glauben litten und starben. Bereits in der Mitte des 20. Jahrhunderts hatte der evangelische Theologe Kurt Dietrich Schmidt in seinem *Grundriss der Kirchengeschichte* darauf hingewiesen, dass das gegenwärtige Jahrhundert – obschon erst halb vergangen – „das blutigste der bisherigen Kirchengeschichte“ sei; in ihm sei es „in solchem Ausmaß zu direkter blutiger Verfolgung gekommen, dass alle Verfolgungen aller Jahrhunderte dadurch weit überboten sind“ (3. Aufl. 1960, S. 542, 550). Die russische Dichterin Nadežda Mandel'stam nannte diese Zeit das „Jahrhundert der Wölfe“. Papst Johannes Paul II. trat energisch dafür ein, dass das Gedächtnis der Märtyrer für die Zukunft der Kirche sorgfältig bewahrt werde. Das vorliegende Martyrologium, das allein deutsche Christinnen und Christen umfasst, dient diesem Gedächtnis. Sorgfältige Forschung und Dokumentation konnten gegen 700 Blutzeugen ermitteln, Männer und Frauen, die in diesem zweibändi-

gen Werk mit ausführlichen Beschreibungen ihres Lebens und Sterbens charakterisiert werden. Das Werk hat innerhalb kürzester Zeit bereits die sechste Auflage erreicht. Es ist laufend ergänzt worden. In die 6. Auflage wurden mehr als 100 Lebensbilder neu aufgenommen, die zuvor gründlich auf historische Zuverlässigkeit überprüft worden waren. Die Aufnahmebedingungen waren streng. Sie orientierten sich am Standardwerk des italienischen Theologen und Juristen Prospero Lambertini, des späteren Papstes Benedikt XIV., *De servorum Dei beatificatione et beatorum canonisatione* aus den Jahren 1734–1738. Drei Kriterien mussten für die Aufnahme in das Martyrologium erfüllt sein: Gewaltsamer Tod, Glaubens- und Kirchenhass der Verfolger und bewusste innere Annahme des Willens Gottes. Wurde beispielsweise jemand zum Tod verurteilt, die Exekution wurde aber nicht vollzogen, nahm die Kommission die betreffende Person nicht auf.

Es werden vier Kategorien von Märtyrern unterschieden. 1. Märtyrer aus der Zeit des Nationalsozialismus. Dieser Teil ist mit seinen über 1000 Seiten der umfangreichste. Dann folgen 2. die Blutzeugen aus der Zeit des Kommunismus auf weiteren rund 150 Seiten. Der 3. Teil ist mit *Reinheitsmartyrien* überschrieben; hier werden zahlreiche Frauen und insbesondere Ordensschwestern aufgeführt, die ihr Leben für ihren Glauben hingaben. Der 4. Teil ist den Blutzeugen aus den Missionsgebieten gewidmet.

Der 1. Hauptteil *Blutzeugen aus der Zeit des Nationalsozialismus (1933–1945)* ist alphabetisch nach den 25 Bistümern der damaligen Jahre, von Aachen bis Würzburg, unterteilt und enthält eine beeindruckend hohe Zahl von Blutzeugen, darunter über 160 Diözesanpriester, über 60 Ordensleute und eine Anzahl von Laien. Hauptgründe für Verhaftung und Todes-

urteile waren eine im christlichen Glauben verwurzelte regimekritische Haltung, die sich in der gottesdienstlichen Verkündigung, im Religionsunterricht, in der Jugendarbeit und im Engagement in katholischen Verbänden äußerte. Gefährdet waren Menschen, die sich für die verfolgten Juden einsetzten oder denen vorgeworfen wurde, sie würden auf Seiten von Partisanen kämpfen.

Auffällig und für die Geschichte Ostdeutschlands besonders bemerkenswert ist die Tatsache, dass ein hoher Anteil von Märtyrern auf die Visitaturen Ermland (40), Sudetenland (32), Breslau (22) und Danzig (11) entfallen. Von den 40 Märtyrern in der Visitation Ermland wurden die meisten von der nach Deutschland vorrückenden Roten Armee erschossen. Bekanntlich richteten sowjetische Soldaten bei ihrem Einmarsch ein entsetzliches Blutbad unter der deutschen Bevölkerung an. Priester, die sich um die Alten und Kranken in ihren Pfarreien kümmerten, die nicht nach dem Westen fliehen konnten, wurden oft spontan umgebracht, manchmal nur, weil sie durch ihre Kleidung als Geistliche erkennbar waren. 11 Geistliche und Laien starben nach ihrer Verschleppung in die Sowjetunion in einem Konzentrationslager in Russland oder auf dem Transport dorthin. Drei Männer erlitten den Märtyrertod durch die Nationalsozialisten, einer von ihnen im KZ Buchenwald, weil ihm Teilnahme am Widerstand vorgeworfen wurde, zwei im KZ Dachau wegen ihres aufopfernden Einsatzes für polnische Kriegsgefangene; Gottesdienste in polnischer Sprache zu halten, war streng verboten. Von den 22 Märtyrern der Visitation Breslau wurden die meisten von den Nationalsozialisten umgebracht (Verdacht auf Landesverrat, Kritik an der Ideologie und an der Kirchenpolitik der Nazis, Teilnahme am Widerstand gegen Hitler, Einsatz für verfolgte Juden). Mehrere Priester wurden von Rotarmisten getötet. Einer wurde von einem sowjetischen Soldaten erschossen, weil er ihm keinen Schnaps gab, von einem anderen berichteten Augenzeugen, ein Russe sei an ihn herangekommen und habe ihm ohne einen äußeren Anlass eine Kugel in den Kopf gejagt. Von den 11 Blutzeugen in der Visitation Danzig wurden die meisten wegen ihres Widerstandes gegen den Anschluss der Freien Stadt Danzig an das Reich 1939/40 im KZ Stutthof hingerichtet. Die Blutzeugen aus dem Sudetenland starben in Gefängnissen der Nationalsozialisten oder in Konzentrationslagern, zumeist in Dachau. Man hatte ihnen antinationalsozialistische Haltung, Kritik an der Besetzung der „Rest-Tschechei“, Kritik an der Kirchenpolitik, staatsfeindliche Predigten, illegales Hören von ausländischen Radiosendungen und Besitz

von regimekritischer Literatur vorgeworfen; einem Priester kostete das laute Nachdenken, was mit Deutschland nach dem verlorenen Krieg geschehen sollte, das Leben. Missliebigen Religionslehrern wurde sexueller Missbrauch von Kindern angedichtet und vorgeworfen.

Der 2. Hauptteil von *Zeugen für Christus* ist den Märtyrern aus der Zeit des Kommunismus gewidmet. Unter der Überschrift *Mit Deutschland verbundene Geistliche* finden sich drei bekannte Namen: Adalbert von Neipperg, der Partisanen in Jugoslawien geistlich betreut hatte und 1948 in der Gegend von Belgrad erschossen wurde, Erzbischof Eduard Profittlich, der in Estland wirkte, von den Sowjets 1941 nach Sibirien deportiert wurde und 1942 völlig erschöpft in einem Gefängnis starb, Petro Werhun, der 1954 in einem Arbeitslager in Ostsibirien ums Leben kam. Im Kapitel *Sowjetischer Staatsterrorismus, Auflösung der Kirchen und Ermordung der Geistlichen* wird das Martyrium von 95 russlanddeutschen Geistlichen und 17 Laien beschrieben. Viele von ihnen waren wegen angeblicher Spionage oder antisowjetischer Tätigkeit zum Tod verurteilt worden, manche auch nur, weil sie Kindern Religionsunterricht erteilt hatten, was seit 1936 verboten war. Die meisten erlitten in den Jahren von Stalins Massenterrors 1929–1937 den Märtyrertod. Über viele von ihnen hat man erst nach dem Ende der Sowjetunion Näheres erfahren, als die Archive geöffnet wurden. Die aufgeführten Namen und Kurzbiographien stehen stellvertretend für die vielen unbekannten Blutzeugen dieser Zeit. Grauensvolle Martyrien erlitten Geistliche und Laien unter den Donauschwaben, die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges auf Ungarn, Rumänien und Jugoslawien aufgeteilt waren. Sehr viele von ihnen, einschließlich ihrer Geistlichen, waren gegen das Ende des Zweiten Weltkrieges den Truppen der Sowjetunion und ihrer Verbündeten schutzlos ausgeliefert, erlitten Plünderungen und Vergewaltigungen, wurden zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt, wo ein Teil von ihnen in den Arbeits- und Todeslagern starben, oder sie wurden in ihrer Heimat als politisch unzuverlässige Elemente erschossen. Ganze Dörfer wurden ausgelöscht.

Unter den Frauen, die im 3. Hauptteil des Werkes, überschrieben mit *Reinheitsmartyrien (20. Jahrhundert)*, abgehandelt werden, finden sich Schülerinnen, Haushaltshilfen und zahlreiche Ordensschwwestern aus verschiedenen Kongregationen. Hier waren das schlesische Neiße und das ostpreußische Braunsberg besonders betroffen, doch auch im donauschwäbischen Raum sowie in den Visitaturen Breslau, Danzig und Ermland waren Martyrien zu verzeichnen.

Es folgen im 4. Hauptteil des Werkes auf mehr als 300 Seiten die Martyrien von Missionarinnen und Missionaren in Asien und Afrika.

Ausführliche Register helfen das umfangreiche und sehr eindruckliche Werk besser zu erschließen.

*Erich Bryner, Schaffhausen*

**NIGEL SWAIN: Green Barons, Force-of-Circumstance Entrepreneurs, Impotent Mayors. Rural Change in the Early Years of Post-Socialist Capitalist Democracy. Budapest, New York: Central European University Press, 2013. XIV, 398 S., 6 Ktn., 6 Tab. ISBN: 978-615-5225-70-3.**

The transformations taking place in East Central Europe after 1989 went incredibly fast and spread to all aspects of society. While the process of transformation was considered a success by many (particularly those outside of the region), it was also experienced as a crisis to many. Despite a growing awareness of the crucial role of urban entrepreneurs and local office holders in privatization, little attention has been paid to rural communities in East Central Europe. Nigel Swain aims to change that in his work on *Green barons, force-of-circumstance entrepreneurs and impotent mayors*. It is a stunning collection of case studies which helps elucidate the lived experience of transition in rural areas in the early 1990s.

Swain structures his book in three parts which vary in degree from large-scale changes to minute, micro-economic transformations. The first two chapters deal with the larger picture: in chapter one he describes the techniques each of his six countries – Poland, the Czech and Slovak Republics, Hungary, Romania and Bulgaria – used to privatize agriculture, to pay restitution and to create democracy in rural communities. Here, he highlights how Poland was unique in having an independent peasant mass movement immediately after the fall of the communist government, whereas Czechoslovakia (and its successor states) had none. The legacy of socialism also informed newly formed governments' approaches to restitution and privatization: Czechoslovakia created a "people's capitalism" which gave every citizen a voucher to bid on property despite the lack of knowledge concerning the property, while Bulgaria held off on privatization altogether.

Chapter two deals with general findings concerning rural change across the region. It is in this chapter that Swain describes the green baron, the force-of-circumstance entrepreneurs and the impotent mayors common in all the post-socialist countries he analyses. He highlights (as did Katherine Verdery in 2003) the "inverted pyramid" scheme where, in contrast to Western Europe, many people owned land,

but few people knew how to manage it. The green baron was usually a former socialist manager who – in contrast to other sections of society – had human, social and cultural capital; a sense of business; and the influence to run large farms. Hence it is no wonder that in the case of post-socialist Poland (although the same could be said of most post-socialist countries) roughly 9 percent of the farms produced ca. 70 percent of the commercial output, while 70 percent of the farms produced only 5 percent of the commercial output. (p. 85) Millions of people across East Central Europe were force-of-circumstance entrepreneurs who, as Swain details, had high knowledge of the non-farm economy, engaging in the formal or informal economy and pursuing subsistence agriculture. Most of these people, with few exceptions, were "surviv[ors] but were neither significant winners or losers". (p. 93) Impotent mayors were the inexperienced powerholders of local offices who were put in charge of limited resources and greater duties, had "embryonic" knowledge of business in local politics and had to learn the distinction between public and private interests. (p. 101)

The following six chapters get into detail concerning several dozen case studies that Swain – in conjunction with a team of assistants – researched over the course of nearly twenty years. His team impressively interviewed individuals from cooperatives, small farms and local leaders, although little attempt has been made to place the case studies in a larger narrative framework. Instead, Swain has divided all the case studies according to country, describing each in a mere two to four pages. The examples of co-operatives and villages are impressive, and reveal the multiple paths individuals and groups took to survive (or fail) the process of transformation. Hence, in the case of Bulgarian Slivka, a successful co-operative managed to save the livestock and build a cache of machinery despite the actions of the local liquidation committee. (pp. 123–124) In contrast, in Venets, Bulgarian farmers claimed that the liquidation committee gave preferential treatment to the co-operatives, virtually "plundering" the equipment of the socialist predecessor before other villagers had a chance to purchase it. (p. 128) Swain does a fine job of integrating different agents at the local level, incorporating wherever possible the voices of villagers, state actors, and fledgling business people in each

case story. It is also here where what would seem to be anecdotal stories are woven together to explore the various experiences of transformation. To give but one example, in the Czech town of Tvrz nad Řekou, a former co-operative farmer withdrew his land from the group to “punish” the co-operative’s chairman for his behavior towards a family seeking restitution. (pp. 159–160) The book also teases out larger themes such as the necessity of the second economy to entrepreneurship in some countries (particularly Hungary) or how hard it was for some locals to learn the mores associated with the market economy.

All the while, one gets the impression of decline and the inevitable tragedy for those who were old enough to live through four changes in the states’ understanding of private property. Swain is aware of the limitations of his work: since his study is so far-reaching – using not only the historian’s tools, but also those of anthropology, economics and political science – he is unable to make a larger argument

about the nature of post-socialist transition on and around the farm. Chapter two of his book does a good job at describing the commonalities in agricultural, business and local policy between the six countries, but the remainder of the book offers a smorgasbord of case studies that – while informative and revealing of the situation in the early 1990s – cannot be considered as representative of the entire bloc. The reader should instead see this work as a descriptive snapshot of rural change (or, indeed, changes) after the fall of state socialism. That the number of case studies – over 50 in six countries – occasionally confuses the reader (given that each community was in their own way unique) does not demean the value of the book, which is an addition that many researchers will reference in understanding the dynamic changes between 1990 to 1996. And it is a story that continues: as the writer admits himself, “this book focuses on non-teleological change” and is, like the fate of his actors, “open ended” (p. 17).

Mark Keck-Szajbel, Frankfurt/Oder

**Between Europe and Asia. The Origins, Theories, and Legacies of Russian Eurasianism. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2015. 267 S. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-6366-0.**

*Table of contents:*

[http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?](http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?func=service&doc_library=BVB01&local_base=BVB01&doc_number=028068373&line_number=0001&func_code=DB_RECORDS&service_type=MEDIA)

[func=service&doc\\_library=BVB01&local\\_base=BVB01&doc\\_number=028068373&line\\_number=0001&func\\_code=DB\\_RECORDS&service\\_type=MEDIA](http://bvbr.bib-bvb.de:8991/F?func=service&doc_library=BVB01&local_base=BVB01&doc_number=028068373&line_number=0001&func_code=DB_RECORDS&service_type=MEDIA)

In their introduction to this stimulating and integrated collection of essays, the editors assert that their aim is to consider Eurasianism from different disciplinary and thematic perspectives in the framework of European modernity. They indicate their subject’s heterogeneity, its European context of war and revolution and its facets both religious and cultural.

Considering origins, OLGA MAIOROVA finds them in nineteenth-century discourse, especially by Alexander Herzen. Engaging with the East-West dichotomy to be found in Western thinkers such as John Stuart Mill and the likes of Belinsky in his homeland, the famous exile turned in his later years to the idea of a Russo-Turanian symbiosis. However, Maiorova notes, he looked across the Atlantic as well as the great continent, rejecting the United States as a ‘last, well-produced edition’ of old Europe ‘in a

crude English translation’. However, it must be said, he also expressed the conviction that American individualism and Russia communalism complemented rather than excluded each other.

Continuity and change across the 1917 divide is considered by VERA TOLZ, who recalls that, while Spengler’s *Decline of the West* owed much to the emergence of German and Austrian Orientology in the late nineteenth century, Eurasianism drew heavily on comparable developments in Imperial Russia. A key aspect of the 1917 divide that could have received more attention is the full emergence of the USA as a world power: there was much more than the principle of self-determination to Wilsonism, which in general constituted a major threat to Eurocentrism.

Four essays follow on what might be called the ‘classical’ Eurasianism enunciated in the years following 1917. Focusing on N. S. Trubetskoi’s little-known brochure entitled *Europe and Mankind* and published in 1920, SERGEY GLEBOV finds in it an antithesis to the evolutionary interpretation to be found in Kovalevskii in particular. MARLENE LARUELLE scrutinises Eurasianism as a geographical ideology, as a systemic, regular and hermetic totality, pointing out how its devotees looked beyond the unity of sciences to the enunciation of a new, transfiguring discipline, ‘personology’, that would give a more complete meaning to humankind. She appropriately notes the influence of Sir Halford MacKinder’s view that whoever dominated the steppes

would dominate the world island of Eurasia. She also comments that, paradoxically, away from the great land mass, the United States constituted 'a model for the Eurasianists with its strong economic nationalism, its Monroe Doctrine, unifying the north and south of the continent, its continental consciousness, and its nonmembership of the League of Nations.' (p. 81) Stefan Wiederkehr suggests that Eurasianism may be considered as a form of Popperian historicism. Reminding us, like Tolz, that the idea may be seen in the wide context of Spengler's *Kulturpessimismus*, its morphology of cultures in particular, he argues that the Eurasianists were open to illiberal ideologies from left as well as right because of their acceptance of the historical prediction that was at the heart of Popper's distinctive view of historicism, the teleological converse of German *Historismus*. MARTIN BEISSWENGER analyses the religious and economic foundations of P. N. Savitskii's interpretation, which went beyond a previous primary emphasis on geography, especially geopolitics, to insist that economic modernisation would preserve Eurasian cultural and religious identity.

A link to consideration of later forms of Eurasianism is to be found in IGOR TURBAKOV's description of Georgii Vladimirovich Vernadsky's intellectual odyssey, contrasting its destination via a deep consideration of the Ukrainian question with that of a fellow immigrant to the USA, Mikhail Karpovich, who accepted the Western, liberal view of the history of their fatherland. Is there any lesson to be drawn, one wonders, from the fact that Karpovich's interpretation was more influential although he wrote far less? HARSHA RAM looks for spatialisation of the sign in the futuristic adaptations of Roman Jakobson and Velimir Khlebnikov. However, he concludes, while Khlebnikov was moving towards a global linguistic and social utopia, Jakobson reduced this generous vision to a focus on the Soviet Union. Going in the other direction, so to speak, HAMA YUKIKO moves towards a global history of the Russian intellectual movement via its reception in Japan, where it contributed to the formulation of Pan-Asianism. In the short run, there was a clash of ideas as well as of armies in Manchuria. Further on after World War II, Hama Yukiko notes, the perspective on the subject shifted through the Cold War to the present period. Taking the discussion into these recent times, MARK BASSIN looks at Lev Gumilev, Russian nationalism and the troubled emergence of Neo-Eurasianism, bringing Gumilev's vaporous interpretation of *etnos* down to earth. Entitled *Narrative Kulikovo*, Bassin's essay uses the metaphor of that

famous battle to discuss Gumilev's interpretation of the significance of the Golden Horde in the light of more recent writing on its place in Russian nationalism.

This theme is continued in a *Postface* where MARLENE LARUELLE scrutinises the many contemporary faces of 'Eurasia' before concluding that, paradoxically, the more the term enters state and popular discourse, the more the founding fathers of Eurasianism are forgotten.

Many of the contributors to this most worthwhile collection have written further articles, even books on aspects of the subject. In the face of such formidable learning, a few comments on the contents of the work under review, most of them matters of nuance rather than substance, are offered in a tentative manner on origins, theories and legacies as in the subtitle.

On origins, learning before Herzen may have been hinted at Montesquieu in particular deserving mention for more than his *Persian Letters*. Further back, Hakluyt's *Principal Navigations*, with its division of the world into three parts including a North and North-East in which 'the mighty Empire of Russia' and 'diverse kingdoms of Tartaria' are both to be found, is among palpable precursors. Hakluyt's division is also a reminder of Eurasianism's emphasis on the East-West axis to the comparative neglect of North-South.

Concerning theories, if ultimate objectivity is to be found in a global approach, more might be said about Europe and Asia and the world beyond, especially as it was taking shape after World War I. To consider the phenomenon in its original setting, the period following 1917 together with 1914–1918 was one of 'universal revolution in human affairs and the human mind', to quote the then authoritative *Encyclopaedia Britannica* in 1926. Eurasianism was one among a number of responses to this challenge in the failed Russian Empire. While other failed European empires, German, Austrian and Turkish, also promoted new ideas, the victorious empires, notably the British and French, made noteworthy if less comprehensive adjustments. In Asia, Japan and China reasserted their distinctive varieties of nationalism. Above all, the USA realised its 'manifest destiny' in the Washington Conference of 1921–1922, a neglected sequel to Versailles.

Finally, on legacies, Neo-Eurasianism is partly responsible for putting Putin's fief in an enclave, however vast. In this case, it may be asked, which influence came first, Russian neo-imperialism or Western neo-Russophobia? Perhaps the time has come for

the adoption of a wider view, as taken by George Vernadsky's father, Vladimir, in 1926, that is to say,

cosmism, involving the reduction of chaos on earth and in space through united human effort.

*Paul Dukes, Aberdeen*

**ALEXANDER AGADJANIAN: Turns of Faith, Search for Meaning. Orthodox Christianity and Post-Soviet Experience. Frankfurt a. M. [usw.]: Lang, 2014. 321 S., 1 Tab., 4 Graph. = Erfurter Studien zur Kulturgeschichte des Orthodoxen Christentums, 8. ISBN: 978-3-631-63973-3.**

Die religiöse Entwicklung im Osten Europas und auf dem gesamten vormals sowjetischen Gebiet Eurasiens erfreut sich seit Jahren steigenden Interesses. Durch verschiedene Disziplinen und aus verschiedenen Blickwinkeln wird das sehr heterogene Feld beackert, wenngleich sich die meisten Forschungen – wie auch die vorliegende – auf das Kerngebiet der ehemaligen Sowjetunion, nun die Russische Föderation, fokussieren. Das Werk von Alexander Agadjanian, *Turns of Faith, Search of Meaning. Orthodox Christianity and Post-Soviet Experience*, betrachtet vor allem die größte religiöse Gemeinschaft in Russland, nämlich die orthodoxe, in ihrer Interaktion mit der post-sowjetischen Realität. Es bietet jedoch darüber hinaus weiterführende Anknüpfungspunkte. Bei dem in der Reihe der *Erfurter Studien zur Kulturgeschichte des orthodoxen Christentums* erschienenen Buch handelt es sich um eine Zusammenstellung von 13 bereits in den Jahren 2001–2013 erschienenen Artikeln des Autors, deren Originale zum Teil in Co-Autorschaft mit KATHY ROUSSELET (Kap. 9 und 13) und VICTOR ROUDOMETOF (Kap. 12) entstanden sind. Lediglich das 14. Kapitel basiert auf einem unpublizierten Vortrag aus dem Jahr 2010. Ergänzt wird das Buch durch eine kurze Einleitung und eine fast vierzigseitige Bibliographie, die einen gelungenen Überblick über die Entwicklung soziologischer und anthropologischer Forschung der letzten 25 Jahre zu den religiösen Phänomenen auf postsowjetischem Boden bietet.

Eine thematische Einordnung der Artikel in vier Hauptteile, *Reshaping Religion after the Soviet Union, Religion in Russia: Main Discourses and Major Developments, Russian Orthodoxy and the Challenges of Late Modernity* und *Eastern Christianity and Russian Orthodoxy in Global Perspective* lässt ein durchdachtes Konzept erkennen. Nach einer überblicksartigen allgemeinen Analyse religiöser Phänomene im gesamten postsowjetischen Raum und der Frage nach der Bindekraft neuer (und alter) religiöser Kräfte (Kap. 1–2) wird die grundsätzliche Situation in Russland genauer beschrieben

(Kap. 3–5), um danach im zentralen Teil die Rolle der Orthodoxie in verschiedenen gesellschaftlichen Themenkomplexen unter die Lupe zu nehmen (Kap. 6–10). Abschließend wird der Blick wieder geweitet und die Russische Orthodoxie sowohl in globale orthodoxe als auch politische Vorgänge eingebettet (Kap. 11–14).

Zunächst bemüht sich Agadjanian um eine Positionsbestimmung des Religiösen in dem sich rapide wandelnden Umfeld des zusammenbrechenden Staatsatheismus; dabei verwahrt er sich mit Verweisen auf weitgehend friedliche nationalstaatliche Transformationen etwa in Tatarstan oder Zentralasien gegen mancherorts geäußerte Pauschalisierungen, religiöse Bewegungen hätten das nationale Konfliktpotential gesteigert (S. 27). Gleichzeitig identifiziert der Autor eine besondere Entwicklung im postsowjetischen Russland in Form der scheinbar paradoxen Überlappung privater und öffentlicher religiöser Verhaltensmuster, die aus einem „syndrome of missed Modernity“ resultierten, das durch „late modern (or high modern) condition“ überlagert worden sei (S. 108–109). Mit anderen Worten: Die dialogische Koexistenz der säkularen und religiösen Sphären, wie sie in Europa im 19. und 20. Jahrhundert ausgehandelt wurde, musste in der ehemaligen Sowjetunion sehr schnell unter den Rahmenbedingungen der globalisierten Welt und vermischter (blurred) Sphären des späten 20. und des 21. Jahrhunderts hergestellt werden. Hierbei argumentiert Agadjanian historisch und erklärt aus dieser nachholenden Entwicklung etwa die Spannung zwischen einerseits öffentlich und staatlich präsenter religiöser Symbolik und andererseits einem erbitterten und dogmatischen Laizitätsdiskurs.

An dieser Stelle ist vielleicht einer der wenigen Kritikpunkte an dieser insgesamt sehr lesenswerten Übersicht angebracht: Da die Einleitung, die eher ein Vorwort ist, nur drei Seiten umfasst, bleiben zentrale Begriffe nicht geklärt. So wird zwar Religion in ihrer vielfältigen Ausprägung überzeugend als ein „umbrella term referring to a higher source of meaning“ definiert und die Vorstellung des „religious revival“ nachvollziehbar als im postsowjetischen Fall irreführend abgelehnt (S. 8); wichtige Konzepte wie Identität, Nation sowie Spät-, Hoch- oder einfach Moderne werden jedoch unterschiedlich verwendet und müssen mangels grundsätzlicher Klärung aus dem

Kontext des jeweiligen Beitrags erschlossen werden. So erfolgt erst zu Beginn des 10. Kapitels, das zugleich die neueste Publikation aus dem Jahr 2013 darstellt, ein expliziter Verweis auf die „religiöse Moderne“ Danièle Hervieu-Légers als Referenzpunkt (S. 191); deren Arbeiten werden indessen schon davor verschiedentlich zitiert.

Einen ausgesprochen gelungenen Abschluss bilden die letzten vier Kapitel, die zugleich auch von der wissenschaftlichen Breite der Forschung Agadjanians zeugen. Leider sind die im 11. Kapitel angeführten Zahlen der Christen in Ägypten und im gesamten Nahen Osten nicht mehr aktuell, da (Bürger-)Kriege und Flucht viele christliche Gruppen fast gänzlich zerstört haben. Dennoch ist es ausgesprochen verdientvoll, die Diversität der noch vorhandenen Orthodoxen Kirchen in West- und Osteuropa, von Griechenland über Rumänien bis Georgien, und ihre verschiedenen Antworten auf die Heraus-

forderungen des globalisierten Zeitalters herausgearbeitet zu haben.

Die Beiträge des Bandes animieren zu weiteren Fragen – sei es theoretisch-konzeptioneller Art, sei es nach regionalen Spezifika der russischen oder anderer orthodoxer Kirchen. So ist zum Beispiel inzwischen in derselben Reihe die Dissertationsschrift von ALENA ALSHANSKAYA erschienen, die sich mit dem Verhältnis der Russischen Orthodoxen Kirche zu Europa befasst (*Der Europa-Diskurs der Russischen Orthodoxen Kirche (1996–2011)*. Frankfurt am Main 2016. = *Erfurter Studien zur Kulturgeschichte des orthodoxen Christentums*, 12). Für einen problemorientierten Zugriff wäre ein Namens- und Sachindex hilfreich gewesen, doch auch so handelt es um ein in jeder Hinsicht empfehlenswertes Werk zu vielfältigen Themenfeldern des orthodoxen Christentums.

*Margarete Zimmermann, Jena*